

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

7. Jahrgang.

Freitag, 23. Dezember 1927.

№. 300.

Bezugsbedingungen:
Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:
monatlich Ks 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährig 96.—
jährlich 192.—

Rückstellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einlieferung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh

Ihr habt zu kuscheln!

Dass Mitglieder der Regierungsparteien oppositionelle Reden halten, ist natürlich ein politischer Unfug, aber er wird ebenso auf deutscher wie auf tschechischer Seite geübt. Unter denen, die während der Budgetdebatte aus der Reihe tanzten, war auch der Senator Dr. Medinger. Er ist vielleicht der einzige, dem es sich dabei nicht um ein politisches Täuschungsmanöver handelte. Dr. Medinger kommt aus der Partei Lodgman's, die er wegen ihres damaligen Heberadikalismus verließ, worauf ihm die christlichsoziale Partei zu einem Senatsmandat verhalf. Es scheint, daß er seine nationale Vergangenheit nicht ganz vergessen hat, jedenfalls glaubte er auch im Rahmen dieser Partei und als Mitglied der Regierungsparteien gewisse seiner Meinungen verfechten zu können.

Das sollte ihm übel bekommen. Benigstens haben die Offiziöse den Auftrag erhalten, ihn wegen seiner Extratour gehörig abzulanzeln. Dr. Medinger hat im Budgetausschuß des Senates einiges an der Durchführung der Bodenreform auszusprechen unternommen und im Plenum dieser Körperschaft hat er sogar an der Außenpolitik Dr. Benes's Kritik geübt. Dieses Vergnügen leisteten sich auch andere Regierungsteilnehmer, auch im Abgeordnetenhaus rief sich ein christlichsozialer Abgeordneter, der wohl angelehnt an die Stimmung der tschechischen Regierungsparteien gegen Benes diese Art von oppositionellem Extempore für die gefährlichste und am ehesten wohlwollende Duldung findende hielt, an dem Außenminister; übrigens ist bekannt, daß es kaum eine unter den tschechischen Regierungsparteien gibt, die nicht mit dem größten Vergnügen dem Außenminister den Stragen umdrehen möchte. Es wird ein ewig ungelöstes Rätsel bleiben, warum gerade die deutschen Regierungsteilnehmer nicht auch an dem von den Parteien der Herren Kramak und Stamel seit Jahr und Tag betriebenen großen Kesseltreiben gegen Benes teilnehmen dürfen. Aber es ist doch so. Hätte etwa der sympathische Herr Duf oder die tschechische Volkspartei eine Rede gehalten, nach der man den armen Benes in Fesseln zerrissen aus dem Saale hätte tragen müssen, so wäre kaum ein Tropfen offizieller Linte darüber veriprilt worden. Da aber Dr. Medinger das selbe wagte, was die tschechische nationaldemokratische und liberale Presse nun schon seit Jahren mit unermüdlichem Fleiße betreibt, wird nicht nur er, sondern auch seine Partei in derber Weise zur Ordnung gerufen, das heißt, ihnen bedeutet, daß sie nur zum Schweigen und Dienen da sind.

Als erste trat die „Prager Presse“ auf den Plan und lanzelet Medinger nach Noten ab. Er hatte ja nicht nur Korruption bei der Durchführung der Bodenreform und die Außenpolitik Dr. Benes's als nicht in für die Deutschen freundlichem Sinne gelegen gefunden, er hatte auch — wach! ein enfant terrible! — die Fruchtlosigkeit der Politik der deutschen Regierungsparteien mehr oder minder deutlich eingestanden und darüber seine Enttäuschung geäußert. Das mußte gerächt werden, denn die deutschen Regierungsparteien haben die Aufgabe zugewiesen erhalten, die Erfolglosigkeit der tschechisch-deutschen Koalition zu preisen und der deutschen Bevölkerung insäglich zum Bewußtsein zu bringen, wie glücklich sie ist, seitdem Spina und Romy Harring die Ministerbank drücken dürfen. Nach der „Prager Presse“ rückt jetzt auch noch der „Morib Bloch“ aus. Wer Morib Bloch ist? Er war früher schwarzer Offizier, seit dem nationalen Umsturz beweist er, daß er sich mit rotweißblau ebensogut zurecht gefunden hat und genau wie früher die Politik des österreichischen Kaiserstaates auch jene der heutigen tschechischen Reichsherrschaft mit dem Brillanten seines Geistes zu schmücken versteht. Einmal im Monat, so oft eben die von ihm geschriebene und von der Regierung aus Steuergeldern gezahlte „Tschechoslowakische Korrespondenz“ erscheint, „Tschechoslowakische Korrespondenz“ erscheint der Mann, der sich wohl in seiner Anmaßung einbildet, daß ganz Europa auf seine Stimme höre, je nach seiner und der Regierung

Gegen die Verfälschung der Schulautonomie!

In der vorgestrigen Sitzung der Parteivertretung wurde folgender Beschluß gefaßt:
Die Parteivertretung der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei erhebt leidenschaftlichen Widerspruch gegen die Verfälschung der Schulautonomie durch jenen Entwurf der Schulverwaltung, den der Unterrichtsminister Hodza plant.
Eine wirkliche Schulautonomie, die jede Nation zur freien und selbständigen Verwaltung des eigenen Schulwesens machen würde, könnte der erste entscheidende Schritt zur Annäherung und Versöhnung der Nationen und zur endlichen Überwindung des alten Zwistes der Völker in den Subeugebieten sein.
Eine wirkliche Schulautonomie wäre auch ein entscheidender Schritt zur Annäherung tatsächlicher Demokratie in der Tschechoslowakischen Republik.

Die Sicherung des wichtigsten Kulturgutes aller Nationen, der Schule, bringen. Aus allen diesen Gründen hat die deutsche Sozialdemokratie den entscheidendsten Kampf für die Schulautonomie geführt, sei sie durch die geschichtliche Entwicklung in den neuen Völkerstaat gestellt wurde.

Gerade ihr unbedingtes Eintreten für die nationale Selbstverwaltung der Schule zwang die deutsche Sozialdemokratie zu völliger Verwerfung des Planes des Unterrichtsministeriums, weil er nichts anderes ist als eine schamhafte Verfälschung des großen Gedankens der Schulautonomie, und weil er es der Reaktion ermöglichen soll, sich — verborgen hinter dem lauernden Schilde einer Schulreform — wieder der Schule zu bemächtigen.
Verstärkter Einfluß der Religionsvertreter, verstärkter Einfluß der Bürokratie, denen gegenüber die Vertretung der Eltern völlig zurücktritt, Ernennung der Schulsachleute, statt Wahl durch die Lehrerschaft kennzeichnen den reaktionären Charakter dieses Entwurfes. Zum nächsten Schrittwort wird die „Schulautonomie“ Hodzas dadurch, daß den Vertretern der Minderheiten und in den nationalen Sektionen eine Mehrheit von Beamten, die selbstverständlich der Staatsnation angehören werden, gegenüberstellen soll.

Zur einer schlimmen Gefahr für das Schulwesen der nationalen Minderheiten wird Hodzas „Autonomie“ dadurch, daß nur in Bezirken, in denen zwanzig Prozent der Bevölkerung der Minderheiten angehören, und diese nationale Minderheiten über fünfzehn Schulen verfügt, eigene Bezirkschulräte für diese nationalen Minderheiten geschaffen werden sollen. Dadurch werden nicht nur die Deutschen in großen Städten, wie Prag und Olmütz, der deutschen Bezirkschulräte beraubt, dadurch wird auch der Regierung die Möglichkeit gegeben, durch

Willkürliches Schließen und Zusammenlegen von Schulen,

in einer Reihe von Bezirken die nationalen Minderheiten selbst des geringsten Einflusses auf ihr Schulwesen zu berauben.

Dazu gesellt sich noch die Bestimmung, daß alle Mitglieder der Schulbehörden der Staatssprache mächtig sein müssen. Gerade den deutschen Arbeitern wird durch diese den chauvinistischen Geist der Regierung, in der die deutschen Minister nur die lästige Rolle willenloser Ja-Sager spielen, kennzeichnende Bestimmung die Teilnahme an der Schulverwaltung erschwert.
Alles, was bisher über die „Autonomie“

Einschätzung gute und schlechte Sittennoten aus. Eine besonders schlechte stellt der Verwandlungskünstler diesmal dem Senator Dr. Medinger aus. Aber auch der christlichen Partei liebt Morib Bloch gehörig die Leuten, wie er es von seinen Stammesvätern gelernt hat. Dem Dr. Medinger, dessen Bantioffel mehr wert ist als der ganze Morib Bloch, wagt er zu sagen, er erblicke in der christlichsozialen Parteimitgliedschaft die Legitimation, „ohne Hemmungen und Bedenken seine Anschauungen und Aspirationen geltend zu machen“, schreibt, was Dr. Medinger „aufführe“, das bilde — Bloch redet immer so geschwollen — „eine kräftige Diskrepanz mit jener Politik, die wirklich als aktivistisch und konstruktiv gelten soll“, wirft ihm — er, der Bloch! — Mangel an Feingefühl vor, nennt ihn „Titularmitglied eines Regierungsrates“ und stellt fest — er, der Bloch! — durch Medingers „Kraftleistung“ sei „das Maß der Duldung zum Heberfließen voll geworden“.

Pläne des Ministers Hodza bekannt geworden ist, atmet den Geist schlimmster Reaktion.

Weil hinter die Schulzustände im alten Oesterreich treibt diese „Reform“ der Schulverwaltung das Schulwesen zurück.

Die Parteivertretung der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei stellt fest, daß die reaktionären, arbeiterfeindlichen, chauvinistischen Pläne des Herrn Hodza nur Wirklichkeit werden können durch die Mithilfe der deutschen Regierungsparteien.

Sie macht vor der gesamten Öffentlichkeit im voraus die deutschen Regierungsparteien für diese Auslieferung des Schulwesens an die Reaktion und an den tschechischen Chauvinismus verantwortlich.

Sie fordert die Bevölkerung auf, sehr aufmerksam das Verhalten der Regierungsparteien zu beobachten, die wahrscheinlich wieder versuchen werden, durch kein oppositionelle Reden die Öffentlichkeit darüber hinwegzutäuschen, daß ohne ihre Mitwirkung das Zustandekommen einer solchen Verfälschung der Schulverwaltung nicht möglich wäre.

Die Parteivertretung fordert die Arbeiterschaft auf, sich vorzubereiten zu

entschlossenem, zähem Kampf gegen die Verfälschung der Schulautonomie.

Nachdrücklich lenkt sie die Aufmerksamkeit der Arbeiter auf den sich so bereitenden Angriff auf ihr wichtigstes Kulturgut, die Schule. Werden Hodzas „Reform“ Pläne Wirklichkeit, dann wird die Schule völlig ausgeliefert an die Bürokratie und an den Merkantilismus, dann wird jeder wirklichen Schulreform der Weg versperrt, dann wird die Schule nicht zu einer Bildungstätte freier Menschen, sondern zu einem Herrschaftsmittel der Bourgeoisie.

Es ist eine der schwersten Aufgaben wider die Befreiung dieses Staats, die die Deutschen Arbeiter zu erheben haben, daß — während in der Republik Oesterreich eine geradezu vorbildliche Schulreform geschaffen wurde: — in der Tschechoslowakei nicht der bescheidenste Versuch zu ernsthafter Schulreform gemacht wurde.

Anstatt Schulreform — Auslieferung der Schule an die tschechische Bürokratie und an die Merkantile; anstatt nationaler Autonomie — neue Einengung des lästigen Einflusses der nationalen Minderheiten auf ihr Schulwesen!

Das wird das Ergebnis der kulturellen Entwicklung der Tschechoslowakei im zehnten Jahre ihres Bestandes sein!

Die Parteivertretung der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei warnt die Regierung vor der Durchführung dieser reaktionären Schulpläne. Sie treibt, daß sie, indem sie für das Recht der Minderheitenationen auf Selbstverwaltung ihres Schulwesens eintritt und gegen die Bürokratisierung und Vertikalisierung der Schule kämpft, Anwalt der Interessen der gesamten Arbeiterschaft ist und daß sie in diesem Kampf auch der Zustimmung aller fortschrittlichen Elemente der nichtproletarischen Schichten sicher ist. Sie erstrebt, diesen Kampf mit aller Entschlossenheit zu führen und mit jeder Leidenschaft, die in den Massen des deutschen Proletariats geweckt wird durch die Sorge um ihr lästigstes Kulturgut, um die Schule!

Auf diesen Ton ist ein aus dem Reptilienfonds besoldeter Regierungsschreiber gegen ein Mitglied der Regierungsparteien gestimmt, nur weil dieses sich unterfing, was Angehörige tschechischer Regierungsklubs noch keinen Tag zu tun aufgehört haben! Nicht besser kommt die christlichsoziale Partei weg. Weil sie einige ehemalige Adelige mit Senatsmandaten bedacht hat, wird sie von Bloch gequält und ihr nahegelegt, zumindest den Dr. Medinger hinauszuschmeißen.
Es wird an der Partei sein, Herrn Dr. Medinger klar zu machen, daß es ebenso unstatthaft als unhaltbar ist, sich innerhalb einer gouvernementalen Mehrheitsgruppe als Exponent der Opposition zu betätigen.
Der Bloch wird natürlich nicht so zu schreiben wagen, wenn er nicht wüßte, damit den Beifall seiner Auftraggeber zu erringen. Die schnoddrige Verwarnung des Morib Bloch ist also das, was die tschechischen Chefs ihren christlichsozialen Untergebenen auf die Rede

Hermann Mollenbuhr †

Berlin, 22. Dezember. (Eigenbericht.) Heute früh ist in Berlin der Veteran der deutschen Sozialdemokratie Herrmann Mollenbuhr im 77. Lebensjahre gestorben.

Genosse Mollenbuhr hat länger als fünfzig Jahre der Partei angehört. Von Beruf Zigarrenmacher, hat er schon in der vordersten Reihe des von Lassalle gegründeten Allgemeinen deutschen Arbeitervereins gestanden. Unter dem Sozialistengesetz wurde es ihm unmöglich, in Deutschland Arbeit zu finden. Er mußte nach Amerika auswandern, von wo er 1884 wieder nach Deutschland zurückkehrte. 1890 wurde er Redakteur des Hamburger Echo; zur selben Zeit zog er auch in den Reichstag ein, dem er bis 1924 angehörte. Besondere Verdienste hat sich Mollenbuhr auf dem Gebiete der Sozialpolitik erworben. Seine außerordentlichen Kenntnisse und sein unermüdlicher Arbeitsfleiß haben bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet; es gab in der Vorkriegszeit kein Wesen an dem er nicht entscheidend mitgearbeitet hätte. Dem Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie hat er seit 1904 bis zu seinem Tode angehört.

Beleid der Internationale.

Wien, 22. Dezember. (Eigenbericht.) Im Namen der Sozialistischen Arbeiterinternationale hat Friedrich Adler dem deutschen Parteivorstand folgendes Telegramm geschickt:

In der ganzen Internationale wird der Hingang des großen Vorkämpfers der deutschen Sozialdemokratie Hermann Mollenbuhr innige Teilnahme erwidert. Durch seine reiche Erfahrung auf internationalem Gebiet, vor allem durch seine genaue Kenntnis der Arbeiterbewegung in England, hat er immer wieder beigetragen, das Band internationaler Solidarität zu festigen. Sein Leben, das ganz dem Kampfe der Arbeiter gewidmet war, hat reiche Früchte getragen nicht nur für die sozialistische Bewegung Deutschlands sondern aller Länder.

Italienischer sozialistischer Parteitag.

Paris, 21. Dezember. Die italienische sozialistische Partei, deren gesamte Verwaltungsorganisation sich nach Paris geflüchtet hat, hielt diese Woche hier in Paris einen zweitägigen Kongress ab. Den Höhepunkt bildete eine Rede des Parteivorsitzenden Turati und des Präsidenten der italienischen Liga für Menschenrechte Campanella. Turati forderte die Kongreßteilnehmer auf, nicht an der Zukunft Italiens zu verzweifeln, denn dann würden sie ihre eigene Existenzberechtigung leugnen. Mit Gewalt sei leider gegen den Faschismus nichts anzurichten, denn er verfüge über 250.000 Gewehre, die im Augenblick losgehen könnten. Der Faschismus werde aber mit dem Tage befristet sein, wo alle sozialistischen Massen in Italien begriffen hätten, daß er nicht nur zur wirtschaftlichen Desorganisation, sondern auch zur geistigen und moralischen Erniedrigung Italiens führen müsse, und könnten den Untergang des Faschismus dadurch beschleunigen, daß sie eine Fokkerung durch die übrigen Länder propagieren.

Medingers zu sagen haben. Diese werden, wie man sie kennt, die ihnen im übertragenden Wirkungskreise von Bloch verabreichte Ohrfeige ruhig einstecken und höchstens — wie dies Herr Dr. Hilgenreiter schon getan hat — in sentimental-beideidener Weise den tschechischen Regierenden zu bedenken geben, daß Svechia ihnen doch versprochen habe, sie als „Gleiche unter Gleichen“ gelten zu lassen.

Braucht es noch eines weiteren Beweises, welche Rolle die Regierungsparteien in der Koalition spielen, und welcher Respekt ihnen dort entgegengebracht wird? Auf eine bündige Formel gebracht lassen die Regierenden ihren Dienern sagen: Ihr habt Gott zu danken, daß ihr in der Regierungsmehrheit sitzen dürft und habt zu kuscheln! Und die Sorte von deutschem Mannesstolz, wie sie durch die deutschen Regierungsparteien repräsentiert wird, wird daran nichts anzusetzen finden.

Zölle als „Heilmittel“

Windirsch hat unrecht.

Zu der durch ihre Verfalls „Berühmtheit“ gewordenen Rede des landbündlerischen Klubmanns und Vizepräsidenten Windirsch vom 28. November 1927 wird u. a. auch die bessere Geschäftslage in der Industrie hervorgehoben. Daran wird folgende hochwohlwollende Betrachtung geknüpft:

„Diese Tatsachen fundieren hauptsächlich in der besser gewordenen Kaufkraft des Inlandes, zu der bekanntlich in erster Linie die Landwirtschaft beiträgt. Nachdem dieser Aufschwung erst im Laufe der letzten Monate eingetreten ist, in welchem Zeitraum sich die Novelle zum Zollgesetz erst richtig auszuwirken begann, so ist damit der Beweis erbracht, wie richtig die Schaffung dieses Gesetzes und wie richtig die damit inaugurierte Wirtschaftspolitik gewesen ist.“

Die Vertreter der sozialistischen Parteien werden dieser Feststellung gewiß nicht zustimmen. Sie dürfen das ja auch nicht tun, weil sonst ihr Nimbus draußen im Volke Schaden nehmen könnte. Aber auch die deutschnationale Partei, die gegen das Zollgesetz gestimmt hat, darf nicht eingestehen, daß mit diesem Gesetz ein allgemeiner wirtschaftlicher Aufschwung eingeleitet hat, obwohl die ihr zugehörig gewesenen Bauern in der Zwischenzeit bereits das richtige Urteil gebildet und auch die richtige Antwort gegeben haben.“

Die Erhöhung der Agrarzölle hat also nach Windirsch der Landwirtschaft große Vorteile gebracht, was einen allgemeinen Aufschwung der Wirtschaft zur Folge hat. Jeder Bauer müsse das bestätigen. So behauptet wenigstens Herr Windirsch.

Werkwürdig nur, daß dieses hohe Lob der Agrarzölle andere Landbändler nicht singen. Da schrieb dieser Tage der Schriftleiter der Braunauer „Scholle“ namens Hugo Scholz einen Leitartikel über die Landflucht, worin folgende Jeremiade vorkommt:

„Wenn man heute der Verschuldung auf Schritt und Tritt begegnet, so ist das ein Beweis dafür, daß es selbst bei der augenblicklichen Kraftanstrengung und des bestehenden niederen Lebensniveaus den Landwirten nicht möglich ist, sich behaupten zu können. Solche Erscheinungen, die nicht nur zur Landflucht führen, sondern einem Verfall des Bauernstandes gleichkommen, müßten jedem ernstem Volkswirtschaftler zum Verfechter der bäuerlichen Interessen machen, denn wehe dem Staate, dessen Bauernstand zu Grunde geht.“

Ein schärferer Kontrast zwischen der Auffassung der beiden landbündlerischen Parteigenossen über die Lage der Landwirtschaft läßt sich kaum denken. Bei Windirsch schwimmen die Bauern sozusagen im Gelde, bei Scholz gehen sie zugrunde. Was ist nun richtig?

Es ist ein demagogisches, irreführendes Spiel, wenn bei Prüfung der Zollwirkungen schlechtweg von der „Landwirtschaft“ gesprochen wird. Diese ist durchaus nichts Einheitliches. Vorneweg haben die Flachs-, Wein-, Kartoffelproduzenten, Gemüsebauern, vor allem aber die Gebirgsbauern absolut keinen Vorteil vom erhöhten Preise für Mehl und Brot, da sie ja nicht als Verkäufer von Getreide in Frage kommen, sondern als dessen Verbraucher. Das entscheidende Moment der Vertriebsgröße — 80 Prozent Kleinbetriebe, die nicht einmal den Selbstbedarf decken — übersehen Lobredner vom Schlosse des Reichshofes Windirsch absichtlich zur Gänze. Herr Windirsch ist so vorsichtig,

von Bauern zu sprechen, die offenbar als Lieferanten von Getreide in Betracht kommen. Von den Großgrundbesitzern, den eigentlichen Nutznießern der durch die erhöhten Agrarzölle gestiegenen Korn- und Weizenpreise, spricht er schamloserweise nicht. Von den Kleinlandwirten und Häuslern erst recht nicht.

Frage Herr Windirsch diese nach ihrer Meinung über die Wirkungen der hohen Agrarzölle, so würde er die richtige Antwort schon erhalten. Und diese lautet: sie haben uns keinen Vorteil, ja vielmehr sogar großen Schaden gebracht. Eine Rundfrage bei den kleinbäuerlichen Nachbarn des „Bundes der Landwirte“ würde in dieser Richtung Herrn Windirsch die unliebsamsten Ergebnisse bringen. Jeder Kleinlandwirt, Häusler, landwirtschaftliche Arbeiter oder sonstige Wähler der Landbändler, der als Käufer jetzt für ein Kilo Weizenmehl 4 K., ein Kilo Roggenmehl 3.60, für ein Kilo Mais 3.50 und für ein Kilo Kleie 1.70 bezahlen muß, wird die Wirtschaftspolitik des Herrn Windirsch absolut nicht als richtig bezeichnen. Sogar landbündlerische Sekretäre geben mehr oder weniger offen den Mißerfolg der Agrarzölle für den kleinen landwirtschaftlichen Betrieb zu. Und doch hatte Herr Minister Dr. Spina den verschärften Schutzoll als „einzige Rettung“ der Landwirtschaft bezeichnet.

Das hinderte ihn allerdings nicht, vor wenigen Monaten in der großagrarischen „Grünen Post“ aus Berlin die tschechoslowakische Viehzucht als unrentabel zu bezeichnen — trotz der verdoppelten und verdreifachten Viehzölle! Hier kommen wir auf einen sehr wichtigen Punkt. Schon im Herbst 1926, nach Inkrafttreten der Zollnovelle 109/1926 wurden in landbündlerischen Zeitungen lebhaft Klagen darüber laut, daß statt des erwarteten Steigens der Viehpreise ein Sinken derselben eingetreten sei. In der landbündlerischen „Heimat“ in Saaz wurde schon damals geklagt:

„Wir geraten in eine Lage, daß wir allmählich die Schweine- und Rindviehzucht ersichtlich einschränken werden müssen, denn an einem einzigen Tiere im Jahre eine ganze Anzahl hundert Kronen auf die eigenen Kosten drauszuzahlen, das hält auf die Dauer nur ein Geldmann aus.“

Seither sind diese Klagen noch lebhafter geworden. Diese Beschwerden sind nach landbündlerischer Auffassung darauf zurückzuführen, daß der Viehzucht bei Rindvieh pro Stück, nicht nach dem Gewichte berechnet wird. So z. B. beträgt der Zoll bei Ochsen 360 K., bei Stieren 240 K. Händler beziehen nun aus dem Auslande hochwertigere Qualitäten, wobei sich der Zoll weniger stark auswirkt. In einem Artikel der Polennummer der „Prager Presse“ schreibt Landwirtschaftsminister Dr. Srdinka über den Einfluß der tschechoslowakischen Agrarzölle auf die Handelsbeziehungen zu Polen beschönigend u. a. folgendes:

„Daß die tschechoslowakischen Zölle keine prohibitive Wirkung hatten, ist am besten aus den statistischen Angaben über den Schweineimport im Jahre 1925 (302.871) und im Jahre 1926 (257.809) zu entnehmen. Geringer betrug die Einfuhr von Vieh aller Art aus Polen in den letzten acht Monaten des laufenden Jahres 218.136 Stück, gegen nur 202.233 Stück im Vorjahre. Eine ähnliche Erscheinung ist auch bei der Gruppe 7 des tschechoslowakischen Zolltariffs (Pflanzen, Samen usw.) zu verzeichnen.“

Die erhöhten Agrarzölle haben also keineswegs die ausländische Viehzucht unterbunden. Die Folge ist, daß die heimische Viehproduktion keinen entsprechenden Absatz findet. Die weiteren Folgen sind Schlenderpreise zum Vorteil der

tausenden Viehhändler, die in der Tschechoslowakei existieren.

Der landbündlerische Abg. Böhm hat in der vorjährigen Zolldebatte wörtlich erklärt:

„Weil die besten Zölle die Spekulation bestärken und weil sie ein Mittel sind, zur Ueberführung des Gewinnes vom spekulativen Zwischenhandel auf den Produzenten und dadurch zur Hebung der Produktion im Interesse aller Verbraucher beitragen, werden wir für diese Vorlage stimmen.“

In der rauhen Wirklichkeit ist die von Herrn Böhm angekündigte Ueberführung der Händlergewinne auf die Produzenten mit Hilfe der Zölle nicht eingetreten. Der Zwischenhandel blüht zum Schaden der Produzenten und der Konsumenten lustig weiter. Erst jetzt, nachdem man das doppelte Maß an — ein Gewichtszoll und Bestehenbleiben des Zwischenhandels — näher sieht, denkt man in landbündlerischen Kreisen daran, dem Uebel an den Leib zu rücken. Man fordert erstens die Erhöhung des Viehzolles, was wieder den verschärften Widerstand des Handelslebens, aber auch der Verbraucher erregt, zweitens geht man endlich an die Schaffung genossenschaftlicher Viehverwertungsstellen. Das ist sicher eine nützliche Sache, bei der auch die Konsumentenorganisationen mitwirken müßten. Ohne deren Zuziehung gelingt die Lösung des Problems überhaupt nicht. Die feindselige Haltung der Agrarier gegen die Arbeiterkonsumvereine wird unter solchen Umständen aufgegeben werden müssen. Sicher ist, daß der Zwischenhändler heute mehr verdient als der Viehzüchter.

Dabei sei daran erinnert, daß während der Zollberatung unsere Abgeordneten Leibl und Schweichart in bezug auf die Förderung der Viehwirtschaft im Interesse der Kleinlandwirte ganz konkrete Forderungen gestellt haben: 1. Steuerfreiheit aller jener Landwirte, deren Einkommen weniger als das steuerfreie Minimum beträgt; 2. Förderung der landwirtschaftlichen Abfallgenossenschaften und der Konsumvereine zum Zwecke der Ausschaltung des verwerflichen Zwischenhandels; 3. zollfreie Einfuhr aller notwendigen Futtermittel, insbesondere Futtermittel und Mais sowie weitgehende Frachtbegünstigungen für diese; 4. Abbau der die Landwirtschaft belastenden Industriezölle, insbesondere die auf Eisen, Maschinen, Kunstdünger usw. Alle diese Anträge wurden jedoch seitens der deutschen und tschechischen Agrarier brutal niedergestimmt. Hinterher jammert und wehklagt man über die ungünstige Lage der Viehwirtschaft!

In der Erkenntnis, daß gute Löhne den Absatz der landwirtschaftlichen Produkte am heimischen Markte fördern, schwingen sich die kurzfristigen arbeiterfeindlichen Agrarier freilich noch nicht auf. Von einer systematischen Rationalisierung der Landwirtschaft, wie man sie in Deutschland, Dänemark und Nordamerika findet, ist hierzulande kaum eine Spur zu finden. In der tschechoslowakischen Landwirtschaft zeigen sich noch die krassen Gegensätze zwischen intensiver Wirtschaft und moderner Arbeitsmethoden und primitiver Landbestellung bei niedriger Lebenshaltung. Es gibt Gebiete, wo die Durchschnittserträge von Weizen 25 Zentner, bei Gerste 24 Zentner per Hektar betragen, was sehr günstig ist, aber im Osten kann von solchen Erträgen absolut keine Rede sein obwohl die natürlichen Voraussetzungen hierfür auch gegeben wären.

Am zusammenfassendsten: Der inzwischen zum

Vizepräsidenten des böhmischen Landeskulturrats avancierende Herr Abg. Windirsch hat wirklich Unrecht, wenn er der Welt einreden will, die gesamte Landwirtschaft der tschechoslowakischen Republik habe von den erhöhten Agrarzöllen wer weiß welche Vorteile. Wir Sozialdemokraten erkennen immer deutlicher, daß die Frage der Wirtschaftsführung als eine öffentliche Angelegenheit stets größtenteils von Bedeutung gewinnt. Gerade in der Landwirtschaft ist die Förderung der Technik, die Hebung der Produktivität durch bewußte Einwirkung des Staates eine dringende Notwendigkeit. Im Mittelpunkt jedes sozialistischen Gegenwartsprogramms steht deshalb die Hebung der Produktivität. Zölle sind jedoch nicht das „einzige Heilmittel“ für die Landwirtschaft, wirken auch nicht produktionsfördernd. Die Windirschsche Wirtschaftspolitik ist deshalb nicht wichtig.

J. Sch.

Inland.

„Ein Traum verwirklicht.“

Ein tschechischer Genosse über die deutsche Sozialdemokratie.

Das gestrige „Pravo Lidu“ bringt unter dem obigen Titel einen Leitartikel seines Redakteurs Rudolf Illový, der auch unseren Lesern aus Aufzügen literarischen Inhalts, die er in der deutschen sozialdemokratischen Presse veröffentlicht hat, bekannt ist. Illový befaßt sich mit dem bevorstehenden Kongress der sozialdemokratischen Parteien in der Tschechoslowakei und schreibt:

„Die Zusammenarbeit der tschechischen und deutschen Sozialdemokraten in der Tschechoslowakei ist die Erfüllung eines alten Traumes aller Genossen. Es wäre heute nicht mehr aktuell anzunehmen, warum es bisher unmöglich war, sich auf einer gemeinsamen Linie zu finden, aber es ist an der Zeit, daß beide Parteien sich tatsächlich einigen und in freundschaftlichem Ausgleich verharren. Innerhalb der Arbeiterschaft wurde die Nachricht von der Annäherung der tschechoslowakischen und deutschen Sozialdemokratie mit Genugtuung aufgenommen und in den Plenarversammlungen der Organisationen, haben einfache Arbeiter ihrer Freude darüber Ausdruck gegeben, daß endlich die Zeit des gemeinsamen Vorgehens der beiden Bruderparteien anhebt.“

Mit Recht hebt der Schreiber des Artikels auch hervor, daß es sich nicht um eine gelegentliche, sondern um eine dauernde Zusammenarbeit handelt, und daß hierfür die Unterlagen gefunden werden müssen. Er sagt:

„Auf dem Proletariatskongress im Jänner wird in erster Linie erwogen werden müssen, wie der Angriff auf die Sozialversicherung abgewehrt und der politischen und sozialen Reaktion Einhalt geboten werden kann. Das sind zwei konkrete Punkte, deren Durchführung sicherlich zum Ziele führen wird. Allerdings wird es notwendig sein, auch darüber Erwägungen anzustellen, auf welche Weise auch nach der Abwehr dieser Angriffe eine ständige Zusammenarbeit durchführbar ist. Deswegen wird es notwendig sein, daß vom Kongress der Appell ausgeht, daß man schon jetzt ernstlich an der Schaffung eines solchen Nationalitätenprogramms zu arbeiten beginne, dessen Grundzüge eine ständige Zusammenarbeit aller sozialdemokratischen Parteien in der Tschechoslowakei ermöglichen würden. Zumindest sollten in absehbarer Zeit Richtlinien in der nationalen Frage ausgearbeitet

Der falsche Prinz.

48 Leben und Abenteuer.

Von Harry Tomela.

Während ich jetzt so allein dafah, wurde mir alles so von Grund auf gleichgültig. Was Arnheim dem Grafen draußen sagen mochte, war mir ganz Wurst. Nach einigen Minuten kam der Graf lächelnd, wenn auch ziemlich verlegen zurück. Wenn er sich auch noch so glänzend zu verstellen wußte, so merkte ich doch, von wem so draußen gesprochen hatten. Gleichwohl zeigte mir der Graf nicht die geringste Veränderung in seinem Verhalten. Es war mir rätselhaft! Beim Abendessen schien er mich durch sein ganzes Benehmen förmlich um Entschuldigung zu bitten, von dem gesprächigen alten Herrn so ausgefragt worden zu sein. Was war geschehen? Sollte auch im Corps gemurmelt werden, daß ich gar kein Prinz Lieben, sondern irgendein Potsdamer Zollernprinz wäre, der unter einem fremden Namen reiste? Ein Zollernprinz, dem der Aufenthalt in der Reichswehr verboten und dessen Unkenntnis der Regimentverhältnisse demnach zu vertuschen war?

Immer mehr langweilte ich mich in diesem Heidelberg. Ein Tag glich dem andern. Die Hochachtung und Ehrerbietung, die mir immer wieder als Prinz entgegengebracht worden war, konnte den üblen Eindruck nicht verwischen, den die „Formen“ des Gensdorf, das affische Wesen des Beau, die militärisch-schweidiche Art des Helburg, der verwaltende Anobismus des Herzal immer erneut hervorriefen. Saufen, raufen, hinter Weibern herlaufen... war die Devise der meisten. Geistlose Gesellen... Dazu kam noch die unwürdige Behandlung der Jüngeren, der Fische, die vor meinen Augen jeden Tag in den

Auffassungen der Aelteren herangezogen wurden. Praktischer Anschauungsunterricht, wie wertvolle Triebe in jungen Menschen ausgemerzt werden, um aus ihnen einen uniformen, hochmütigen, blasierten Gesellschaftstyp zu schaffen. Eine hoffnungslose Gesellschaft.

Ich entschloß mich, abzureisen. Ich erklärte daher, mein Urlaub sei in ein paar Tagen abgelaufen, ich müsse reisen. Allgemein wurde es bedauert und mein Wiederkommen im nächsten Semester erwartet, wenn mein Bruder in Heidelberg weile. Ich versprach alles zum Abschiedessen und zur Abschiedskneipe wurden eiligst die Vorbereitungen getroffen. Das Abendessen begann mit aller Feierlichkeit. Die Tafel war diesmal detoriert die Korpssoldaten trugen blaue Livree mit Messingknöpfen. Das Essen war ausgezeichnet. Da ich Gensdorf zu meiner Rechten sitzen hatte, mußte ich das ganze Essen hindurch seine Schwemngelieren mit anhören. Aufgeschriebe wurde heute nicht; so war er im vollen Zuge. Mich rade der Etel: es war widerlich. Herzal war in Geberlaune „Heh! Spender heut falsche Ente! Fabelhaft zusammengebraut!“ Damit wurde sie auch schon in silbernen Stämmen herangeschleppt. Von allen Seiten wurde mir zugestrichelt. Mit der Zeit wurde ich frohgelaunter. Nach aufgehobener Tafel ging's in den Versammlungsraum nach unten. Der Graf und ein paar ältere Burken zogen mich in eine Ecke, auf ein Polsterfa, und bewirteten mich mit Champis. Gensdorf sah in einer andern Ecke und drohschlat; er hatte ein paar Stabtrüder getroffen und war guter Dinge. Die Fische tranken Bier. Als sie ihr Fräulein leer hatten, zogen sie ab. Nur der arme Reisleben mußte zurückbleiben und die Hauskapelle bedienen. Jetzt wurde schwerer Rheinwein angefahren. Eine grenzenlose Sauferei begann. Alle hatten sich verschworen, mich heute unter den Tisch zu trinken. Es machte mir Spaß, ihnen zu zeigen, was ich auf der Ziegelei und der Zudersfabrik gelernt hatte. Reisleben

kapitulierte plötzlich auf seinem Stabierstuhl. Als alle bereits am Tanken waren, rief Gensdorf: „Prinz! Sie müssen doch mit einem richtigen Eindruck von Heidelberg scheiden! Auf zum Zepp!“ Mit Autos ging's nach dahin. Die Sauferei, die jetzt begann, war nicht mehr schön. Bis auf den Grafen und den einen und anderen Burken beherrschten sich meine ganze Sazo-Borussen wie das Vieh. Herzal gab zuerst den Geist auf und sank unter den Tisch; andere folgten seinem Beispiel. Gensdorf war so recht wieder in seinem Element. Beginnendes Delirium tremens. Wie ich selbst nach Hause gekommen bin, weiß ich heute noch nicht.

Am nächsten Tage landete ich dem Grafen zum Abschied einen Brief. Ich wünschte ihm alles Gute. Als der Zug aus Heidelberg herausfuhr, regnete es. Trüb und verhangen lagen die Berge. Heidelberg war mir eine nuchterne Stadt ohne jede Romantik geworden. Und dennoch, wenn ich an die wunderbaren ersten Tage zurückdachte: an die seligen, traumhaftigen Stunden auf der Ruine, alles in Licht und Wärme getaucht, ich selbst in stillem Staunen daherwandernd, — da kam mir der Wunsch, Heidelberg doch noch einmal wiederzusehen... In einem künftigen Herbst... Doch ohne die Sazo-Borussen...

Als ich so still im Zuge dafah, ließ ich die ganzen tollen Tage nochmal vor me'm Geiste passieren. Was für eine Welt war dies doch gewesen! Unbegreiflich, unfassbar! Diese Jungen waren Söhne ihrer Väter; ihrer Väter, die es vor Zeiten genau so getrieben hatten wie die Söhne, es auch kaum für nötig gefunden hatten, die kurze Zeit akademischen Studiums zu nützen. Mit denselben Ansprüchen wie diese Jungen, hatten sie Staat und Dinge beurteilt; mit denselben Ansprüchen waren sie in ihre Ämter und Würden, in die höchsten Staatsstellungen gelangt. Ihre alten Herren hatten für sie gesorgt und jetzt versahen sich die Jungen darauf, daß die enge Fühlung, die sie mit der Welt ihrer alten

Herren hatten, sie ebenso weiterbrächte, daß auch sie zu Lebensstellungen kämen, die ihnen ein für allemal vorbehalten waren, zu Positionen, um die sich andere, tausendmal Dichtiger, vergeblich mühten. Wozu sollten sie lange studieren, finnen und streben? Die Krippe wartete ja schon auf sie. Sie wußten nichts von der Welt, die hart neben ihnen atmete. Sie kannten nur eine Welt, die in der sie sich als Herren der Schöpfung wähnten. Sie lebten nur eine Welt, die ihre. Alles andere hatte im weiten Abstand um sie zu freisen.

Mit welchem Recht? Konnten nicht jene robusten Gesellen, die ich in den Ziegeleien und in der Zudersfabrik kennengelernt hatte, und die es übrigens mit den Sazo-Borussen im Saufen und Raufen wirklich aufnehmen konnten, mit mehr Recht Ansprüche erheben? Die kannten doch das graufame, harte Leben, die Arbeit, die Not der Millionen. Jeder hotten ihnen die Herren eine „gottgewollte“ Anwartschaft angezückt. Und doch keimt in monchen von ihnen die Erkenntnis, daß es anders werden muß während die Herrensohne sich nicht einmal fragen, ob es anders sein könnte. Es ist einmal so. Also muß es so sein.

Dabei konnte niemand sagen, daß diese jungen Leute mit dem Leben, das sie so führten, zufrieden gewesen wären. Sicher hatten sie es alle satt, — aber wozu hätten sie sich entschließen können? War für sie nicht jedes Herausretren aus den Bahnen der Tradition ein Verpehen, ein Verstoß, eine Aufsehnung gegen die geheiligten Normen und Traditionen ihrer Welt, und würden sie dabei nicht Gefahr laufen für Abtrünnige zu gelten? Wer von ihnen hätte, wie mein Freund Wolf, die Kraft dazu gehabt? Sie schleppten lieber dieses Leben, wußt und verworren, gefahrenlos weiter. Arme Gesellen...!

(Fortsetzung folgt.)

werden, gemäß welchen alle sozialdemokratischen Parteien in gewissen Fällen ihr Vorgehen einrichten könnten."

Mlovy wendet sich dann dem Vorwurf zu, den die tschechischen nationalen Parteien der deutschen Sozialdemokratie machen und der besagt, daß wir deutschen Sozialdemokraten Irredentisten wären:

„Unsere Patrioten sehen der deutschen Sozialdemokratie ständig irgendwelchen „Irredentismus“ aus. Die deutsche sozialdemokratische Partei ist sicherlich nicht mehr irredentistisch als irgendeine aktivistische Partei, mit der die tschechischen Bürgerlichen in der Regierung sitzen. Niemand von den deutschen Sozialdemokraten verkennt heute, daß die Grenzgebiete Böhmens etwa dem Deutschen Reich zufallen sollten, denn jeder von ihnen weiß, daß dies eine undenkbar Forderung sei, welche unter anderem auch das wirtschaftliche Verbernis der gesamten Bewohner jener Gegenden und in erster Linie die Not der Arbeiterschaft bedeuten würde. Wenn die deutsche Sozialdemokratie in der Tschechoslowakei auf dem Standpunkt steht, daß Oesterreich mit Deutschland vereinigt werden soll, so ist das ihre Ansicht, über die sich diskutieren läßt, aber es ist dies noch keine Irredenta.“

Zum Schluß erzählt Mlovy den Inhalt eines Gedichtes, welches J. S. Machar in einem seiner Werke veröffentlicht hat und das sich „Nationalismus“ betitelt. Der Dichter wurde seinerzeit bei einem Gewitter in einer Gastwirtschaft im tschechischen Teil des Böhmerwaldes überfallen und fing dort eine Unterredung mit einem Greise an. Er fragte ihn unter anderem: „Na, und habt Ihr hier Deutsche in der Nähe?“ Der Alte antwortete: „Da und dort, so eine kleine halbe Stunde sind ihre Dörfer entfernt.“ „Kommt Ihr mit ihnen zusammen?“ „Ja, zuweilen auf dem Felde, auf der Straße, auf dem Jahrmarkt.“ „Wie spricht Ihr miteinander?“ „Sie nach ihrer Art und wir nach der unseren.“ „Kämpft Ihr?“ „Mit wem?“ „No mit den Deutschen.“ „Ja, warum kämpfen?“ „Um Sprache, Schufe, um Eure Nationalität.“ Der Alte schüttelte mit dem Kopfe. „Dazu Herr, geht es uns und ihnen zu schlecht. Wir sind nicht übermütig. Wenn wir zusammenkommen, klagen wir und klagen sie. So war es zu Großvaters Zeiten, so ist es heute. Und so wird es weiter sein. Kämpfen? Wir sind alle arme Schlucker, ob wir so oder so reden.“

Die Dubichy-Affäre vor Gericht.

Prag, 22. Dezember. Beim Bezirksgericht in Jungbunzlau wurde heute der Ehrenbeleidigungssprecher Dubichy contra Svarovskij sorgfältig verurteilt. Dubichy hatte bei der letzten Verhandlung eine Erklärung abgegeben, auf die heute der Vertreter des Beklagten Dr. Kostečka antwortete. In dieser Gegenklärung sagte er neuerdings alle wesentlichen Umstände des Falles zusammen und beantragte die Vernehmung einer Reihe von Zeugen.

Im Beweisverfahren wurde zunächst das Protokoll der agrarischen Bezirksorganisation vorgelesen, das sich mit der Bildung eines Fonds für Verkehrsmittel befaßt. Die Errichtung dieses Fonds hat hauptsächlich Dubichy empfohlen, und er wurde auch mit zwei anderen mit der Kontrolle beauftragt.

Als Zeuge wurde zunächst der Bruder des Beklagten, Anton Svarovskij, einvernommen. Er führt eine Äußerung seines Bruders Heinrich an, der ihm nach Jahren bestätigte, daß er dem dritten Bruder Josef 10.000 Kronen für Dubichy gegeben habe, und zwar deshalb, weil Dubichy ihm sagte:

er werde für den andern nicht mit dem Finger rühren, wenn er ihm kein Geld gebe.

Zeuge hat daraus den Eindruck gewonnen, daß man Dubichy für Interventionen Geld geben müsse. Zeuge führt einen Vorfall aus dem Jahre 1919 an. Damals war Dubichy Vorsitzender des „Ceske Zrde“ in Jungbunzlau. Als die Gemeindevahlen kamen, gab Dubichy, der Spitzenkandidat der Agrarier war, den Funktionären des Vereines den Wink, den Leuten Spenden zu dem Zweck anzubieten, damit sie für Dubichy stimmen. Tatsächlich wurden auch Spenden aus den Vorräten des Ceske Zrde mit der Anweisung angesetzt, Dubichy zu wählen! Diese Mitteilung rief im Gerichtssaal ungewöhnliches Aufsehen hervor.

Zeuge Dr. Svorec, Advokat aus Jungbunzlau bestätigt,

daß ihm Dubichy auf Befragen zugegeben hat, daß er von Josef Svarovskij wirklich 10.000 Kronen annahm und ihm davon 2000 für die der Agrarpartei erwiesenen Dienste gab.

Besely hat auf Befragen dem Zeugen erklärt, er habe 10.000 Kronen gegeben, damit das Parzellierungsverfahren auf dem Hof, um den er sich bewarb, nicht eingeleitet werde. Weiters erzählt der Zeuge, daß heute im Frühjahr im Direkt or Funel erzählt hat, seine Frau sei nach der Zuteilung des Hofes Bezdz im Bodenamt gewesen, und dort habe man ihr gesagt Funel solle sich zu Dubichy begeben. Funel habe seine Frau zu Dubichy geschickt, die Dubichy Geld gab. Als die Dubichyaffäre aufkam, wurden Funel seitens der Agrarpartei gewisse Schwierigkeiten gemacht. Funel habe daher vom Reagen die Abfassung einer Erklärung für den „Benkov“ verlangt, daß er 3000 und nicht 10.000 Kronen gegeben habe. Der „Benkov“ druckte das jedoch nicht ab. Das Zeugenverhör geht weiter.

Gegen die Verschleppung der Wahlen in die Bezirks- und Landesvertretungen!

Die Sitzung der Parteivertretung am 21. Dezember beschäftigte sich auch mit den bevorstehenden Wahlen in die Landes- und Bezirksvertretungen und schloß hiezu folgenden Entschluß:

Wir so raffiniert Tücke auch die tschechisch-deutsche Bürgerkoalition gegen das Eindringen der Arbeiter in die Verwaltungskörperschaften Dämme aufgerichtet hat durch den Wahlrechtsraub an den jungen Wählern, die Verlängerung der Sechsjährigkeit und durch die Ernennung eines Drittels der Mitglieder der Bezirks- und Landesvertretungen — sie sieht nun doch mit Bangen den Wahlen in diese Körperschaften entgegen.

Die Gemeindevahlen haben gezeigt, daß die bisherigen Anhänger der Regierungsparteien süßig werden, daß sie das freie Spiel, das mit ihnen getrieben wurde, zu durchschauen beginnen und den Parteien, die ihre Interessen verraten haben, nicht mehr Gefolgschaft leisten.

Die Landes- und Bezirksvertretungswahlen drohen zu einem vernichtenden Volksgericht über die antidemokratischen, reaktionären, volksfeindlichen Regierungsparteien zu werden.

Deshalb versuchen diese Parteien, getrieben durch ihr schlechtes Gewissen, der unvermeidlichen Verantwortung, in eintem Wahllampfe zu entfliehen.

Schon wird erwogen, die Wahlen nicht zeitgerecht im Frühling des kommenden Jahres, sondern erst im Herbst oder noch später durchzuführen. Die Regierungsparteien wollen nicht nur eine für sie vorteilhafte Situation abwarten, sondern auch nach altbekannter Methode die Opposition überrennen, indem sie nach den bei den Wahlen in die Gemeindevvertretungen geübten Praktiken die Bevölkerung

durch Verbreitung von einander widersprechenden Nachrichten irre-führen

versuchen. Dieses Manöver darf ihnen nicht gelingen. Sie haben vielleicht noch tüchttere Pläne.

Darauf deuten die verschwommenen Andeutungen der Regierungspresse hin, daß die Wahlen in die Verwaltungskörperschaften „entpolitisiert“ werden sollen. Da aber Wahlen nicht anders als von politischen Parteien durchgeführt werden können, eine Ausschaltung der Parteien bei Wahlen überhaupt nicht denkbar ist, können die geheimnisvollen Andeutungen der Regierungspresse nur so gedeutet werden, daß man erwägt, ob es nicht möglich sei, den unerwünschten Wahlen überhaupt zu entinnen und etwa die ersten Bezirks- und Landesvertretungen nicht nur zu einem Drittel, sondern ganz zu erneuern.

Die Parteivertretung der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei, die Führerin der großen Masse der indendenten Arbeiterschaft, erhebt gegen alle Absichten, die Wahlen zu verschleppen oder ganz zu unterlassen, entschiedenen Protest.

Sie warnt die Regierungsparteien ernstlich vor solchen Plänen, die auf den energigsten Widerstand der Arbeiter stützen würden.

Es wäre nicht die deutsche Arbeiterchaft allein, sondern das Proletariat aller Nationen, das — durch solche Tücke aufs äußerste gereizt — sich zu gemeinsamen Kampfe für die letzten Reste der Demokratie in diesem Staate erheben würde.

Die Parteivertretung der deutschen Sozialdemokratie stellt fest, daß die deutsche Arbeiterschaft für alle Eventualitäten gerüstet und zu jeder Art von Abwehrkampf bereit ist. Gestützt auf das Vertrauen der deutschen arbeitenden Bevölkerung, in Uebereinstimmung mit dem Willen des Proletariats aller anderen Nationen dieses Staates, fordert die Parteivertretung die baldige Aufhebung der Wahlen in die Landes- und Bezirksvertretungen. Die Arbeiterschaft ist keineswegs gewillt, sich widerstandslos der Willkür der herrschenden Klassenherrschaft in Wien zu ergeben; es wird es verstehen, ihrem Willen in Gemeinschaft mit den Arbeitern der anderen Nationen den nötigen Nachdruck zu verleihen.

Ein bezeichnender Unterschied.

Bruderladenanierung in Oesterreich und bei uns: in Oesterreich Erhöhung der Renten um 25 Prozent, bei uns Kürzung um ein Drittel.

Während in der Tschechoslowakei die Rentenbezüge der Bergarbeiterinvaliden um ein Drittel und mehr herabgesetzt werden sollen, werden, wie wir dem „Glückauf“ entnehmen, in Oesterreich diese Renten erhöht. Das Bruderladeneid in Oesterreich und der Tschechoslowakei ist gleich. Die beiden Länder haben dieses Eid von alten Oesterreich geerbt.

In der Nationalversammlung in Oesterreich wird gegenwärtig darüber beraten, in welcher Höhe die Renten für Bergbauinvaliden, für Witwen und Waisen festgesetzt werden sollen. Abg. Genosse Zwanzger hat nämlich einen Antrag eingebracht, nach welchem die Zuschüsse um 50 Prozent erhöht werden sollen. Die Regierungsparteien bekämpften diesen Antrag als zu weit gehend, aber nachdem sie eine vollständige Ablehnung nicht riskieren können, so schlagen sie eine Erhöhung von 25 Prozent vor.

Im österröichischen Parlament sind die Christlichsozialen und Landbändler an der Macht, und es ist sicher, daß die Erhöhung der Rentenzuschläge vom Parlament angenommen wird.

In der Tschechoslowakei machen es die Christlichsozialen und die Landbändler umgekehrt. Sie haben auch die Macht, und es sollen die Bergarbeiterinvaliden, Witwen und Waisen verhungern, indem diese Parteien fordern, die Renten der Bergarbeiterinvaliden, Witwen und Waisen um den dritten Teil zu kürzen.

Wir wollen gar nicht behaupten, daß die Bergarbeiterinvaliden in Oesterreich gut daran sind, was die Rentenhöhe betrifft, aber gesetzliche Rechte und erworbene Ansprüche werden ihnen nicht geraubt. Ebenso soll nicht behauptet werden, daß die österröichischen Christlichsozialen besser sind, aber die Bergarbeiterinvaliden, die Witwen und Waisen der Bergarbeiter berauben und entrechten sie nicht, einer solchen Schande sind sie doch nicht fähig.

Während sich in Oesterreich nun auch der Staat herbeiläßt, zur Bruderladenanierung etwas beizutragen, ist es in der Tschechoslowakei ebenfalls wieder umgekehrt. Durch das von der österröichischen Regierung vorgelegte neue Gesetz übernimmt der Staat zu dem 25prozentigen Rentenzuschuß ein Sechstel und die Länder ein Drittel.

Die Regierungsparteien in der Tschechoslowakei wollen dagegen die Renten der Ärmsten um ein ganzes Drittel herabsetzen, um den Staat von einer Beitragspflicht zur Sanierung der Bruderlade überhaupt zu entheben, und man schreit gar nicht einmal davor zurück, gesetzliche Rechte, die man den Bergarbeitern vor drei Jahren geben mußte, jetzt einfach wieder wegzunehmen. Es soll aber noch mehr weggenommen werden, auch erworbene und mit Schweißtränen bezahlte Ansprüche und Anwartschaften werden weggenommen.

Der Staat hat kein Geld, sagt der Minister Spina, trotzdem er kurze Zeit vorher erklärte, daß die Sanierung der Bruderladen der Staat und die Unternehmer bezahlen müssen. Der Staat hat kein Geld! Ueber fünf Milliarden hat der Staat an Steuern eingezogen, 300 Millionen hebt er jährlich weiter ein. An die 80 Millionen werden für Anstaltszwecke, und weitere Millionen für Erhöhung der Pfaffengehälter und Pfaffenpensionen ausgegeben. Verachte Banken werden mit Staatsgeldern saniert, und den armen Bergbauinvaliden, den Witwen und Waisen will man ihre Renten um den dritten Teil kürzen. Man will dem Invaliden, der 30 Jahre im Bergbau gearbeitet hat, nicht einmal die Hälfte von dem geben, was der Staat für einen Strafling an Ernährungskosten notgedrungen zahlen muß.

Stabilisierung der Lira.

19 Lire gleich einem Dollar.

Rom, 21. Dezember. Der heute abends einberufene Ministerrat nahm ein Gesetzesdekret an, das durch die Unterschrift des Königs sofort in Kraft treten wird. Durch dieses Dekret wird die Banca d'Italia verpflichtet, von morgen (22. Dezember) ab ihre Banknoten gegen entsprechende Metallwert umzutauschen. Diese Verpflichtung war im Jahre 1894 aufgehoben worden. Nach der neuen Goldparität entsprechen 19 Lire einem Dollar, 92,46 Lire ungefähr einem Pfund Sterling und 3,66 Lire einer Goldlira.

Wiederaufnahme des Grenzverkehrs zwischen Litauen und Polen.

Warschau, 22. Dezember. Der litauisch-polnische Grenzverkehr ist seit gestern bereits aufgenommen worden. Die polnischen Behörden in Wilna und die litauischen jenseits der Grenze stellen Grenzscheine aus, die sofort in reichem Maß angefordert und benützt werden.

Der Dienst der Eisenbahnbediensteten am 26. Dezember 1927. (Stefanitag.)

Der Zentralvertrauensmännerratsch beim Eisenbahnministerium forderte mit Rücksicht auf die unhaltbaren Zustände, welche das Gesetz über die Regelung der Feiertage und Gedenkstage mit Rücksicht auf die Regelung des Dienstes auf den Eisenbahnen geschaffen hat, die Gewährung von Urlauben am zweiten Weihnachtstage, welche in das Erholungsurlaubsausmaß gemäß der Regierungsverordnung vom 15. März 1927, den Bediensteten der östl. Staatsbahnen nicht einzurechnen sind.

Das Eisenbahnministerium hat auf Grund der gepflogenen Verhandlungen an die Zentralverwaltung und alle Staatsbahndirektionen einen Erlaß herausgegeben, welcher aber dem Zentralvertrauensmännerratsch erst gestern den 22. Dezember l. J. zugestellt wurde.

Da die Veröffentlichung dieses Erlasses in der dieswöchentlichen Nummer des Nachblattes „Der Eisenbahner“ aus technischen Gründen nicht mehr möglich ist, bringen wir denselben über Ersuchen des Verbandes der Eisenbahner den Bediensteten der östl. Staatsbahnen in der Uebersetzung zur Kenntnis.

Der Erlaß lautet:

Eisenbahnministerium der östl. Republik. Zahl: 56191 — Verl./1—1927.

Prag, am 20. Dezember 1927.

Die Regelung des Dienstes am Weihnachtstage am 26. Dez. 1927.

An die Bauverwaltung und alle Staatsbahndirektionen: Gemäß Gesetz vom 3. April 1925, Nr. 65 S. d. G. u. B. über die Feiertage und Gedenkstage, ist der 26. Dezember 1927, der sogenannte Stefanitag ein gewöhnlicher Arbeitstag.

Insofern es das dienstliche Interesse und der ungehörte Verlauf des Dienstes zuläßt, gestattet das Eisenbahnministerium, daß die Bediensteten der östl. Staatsbahnen am angeführten Tage „frei“ in dem Umfang gewährt wird, wie dies an Feiertagen der Fall ist, dies ohne Einrechnung in die regelmäßigen Erholungsurlaubsausmaße, insofern hiedurch dem Unternehmen keinerlei besondere Auslagen entstehen, bzw. seitens der Parteien keinerlei Ansprüche geltend gemacht werden. Es wird deshalb auch erforderlich sein, besonders im Güterverkehrs- und Abgabendienst die notwendige Vereinfachung zu betreiben. Die Vertragsarbeiter haben am angeführten Tage keinen Anspruch auf den Lohn.

Jene Bediensteten, welche an diesem Tage arbeiten, haben keinen Anspruch darauf, daß ihnen die normale tägliche Arbeitsleistung als Ueberleistung honoriert wird.

Für den Eisenbahnminister: K u m p.

Wir ersuchen die Eisenbahnbediensteten diese Entscheidung zur Kenntnis zu nehmen und die Einhaltung dieser Verfügung zu überwachen.

Der Erbreffer Weiß amnestiert.

die „Juliberbrecher“ natürlich nicht. Wien, 22. Dezember. (Eigenbericht.) Heute wurden etwa 30 Sträflinge im Wiener Landesgericht begnadigt, unter ihnen auch der wegen Erpressung verurteilte Alexander Weiß, der damit den Dank für die Verleumdungskampagne gegen die Sozialdemokratie empfängt. Von den wegen der Juliereignisse Verurteilten ist kein einziger amnestiert worden.

Drakonische Strafen für die Touloner Zwischenfälle.

Fünf Jahre Gefängnis für das Verprügeln eines Schiffssoffiziers.

Toulon, 22. Dezember. Das Kriegsgericht hat fünf Matrosen abgeurteilt, die einige Tage nach den Zwischenfällen Ende September im Marinegefängnis von Toulon und auf dem Kreuzer „Ernest Renan“ ihre Vorgesetzten, zwei Ingenieursoffiziere, tätlich beleidigt hatten. Zwei wurden freigesprochen, einer zu einem Jahre Gefängnis und die beiden anderen zu je fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Die Ehrenstage von Kanton.

Wie die Sowjetkonsuln vertrieben wurden.

Moskau, 22. Dezember. (AP.) Die Beamten des Sowjetkonsulates in Hankau sind Dienstag in Schanghai eingetroffen und erzählten, daß am 16. ds. das Sowjetkonsulat in Hankau von etwa 2000 chinesischen Soldaten umzingelt wurde. Dem Ausgang des Konsulatsgebäudes gegenüber wurde ein Maschinengewehr aufgestellt, worauf Polizeibeamte in Begleitung von 200 Soldaten, die die Gewehre schußbereit hielten, in das Konsulatsgebäude einzogen. Die Soldaten begannen sofort, die Einrichtung des Konsulats zu zerstören und alle Schriftstücke sowie Bargeld fortzutragen. Der Beamtenschaft des Konsulats wurde bekanntgegeben, daß sie binnen 15 Minuten die Räumlichkeiten des Konsulats zu verlassen habe. Hierauf wurden die Konsularbeamten unter Militärbedeckung auf einen Dampfer gebracht, der nach Schanghai abfuhr. Gestern ist die Wehrzahl der Konsularbeamten nach Wladivostok abgereist. Bei ihrer Abreise ist es zu keinen Zwischenfällen gekommen.

Zu spät . . .

Luft in das gesunkene U-Boot gepumpt. — Kein Lebenszeichen mehr.

Hoston, 22. Dezember. Die Rettungsarbeiten für das im Hafen von Provincetown gesunkene U-Boot wurden gestern nach zweitägiger Durch den Sturm au'gehälter Pause wieder aufgenommen. Ein Taucher, der sich zu dem U-Boot heruntergelassen hatte und Abspfzeichen gab, erhielt keine Antwort und stellte im Innern des versunkenen Bootes keinerlei Lebenszeichen mehr fest.

Der Hilfsmannschaft gelang es, durch das Hörrohr Luft in den Torpedoraum zu bringen. Es wurde durch fünf Stunden Luft eingepumpt, doch waren auch dann keine Lebenszeichen der Eingeschlossenen mehr zu entdecken.

Um 12.45 Uhr amerikanischer Zeit erklärten die amerikanischen Marinebehörden mit Bedauern, daß anscheinend keine Hoffnung besteht, daß in dem verjurtenen Tauchboot „E 3“ noch jemand am Leben sei.

Aus den Rundfunkprogrammen.

Samstag.

Prag: 12.00 bis 12.55 Konzert, 13.15 bis 13.30 ...

Tages-Neuigkeiten.

Arbeitsloser im Dezember.

So steif sind die Hände, es friert mein Blut, wenn ich Arbeit fände, wär alles gut.

Brauchte nicht hungern durch Eis und Schnee und auch das Hungern läßt nicht so weh.

Mühte das Weinen der Kinder nicht sein, könnte im Schein der Kerzen stehen.

wie jene andern, die satt und bepackt vorüber wandern an einem, der nadt.

Sie haben Kuchen und Arbeit und Glück und brauchen nicht suchen nach einem Strich.

Dah ich ihn fände und mit ihm den Mut zu machen ein Ende; wie wäre mir gut.

Erich Grisar.

Militäri'cher Weihnachtsabend.

Von Hans Bauer.

ED. Ich erinnere mich eines Weihnachtsabends, den ich 1915 als Rekrut der dritten Kompanie des zweiten Bataillons des Inf.-Regt. 105 in einem Restaurant zu Meerane in Sachsen feierte, wo wir stationiert waren.

Fröhliche Weihnachten!

3. Komp. 2. Bat. Inf.-Regt. 105. Hinter ihm ist eine Stuhlreihe, auf der zwei Leutnants sitzen. Hinter dieser Stuhlreihe ist eine andere, auf der die Unteroffiziere sitzen, mit dem Feldwebel in der Mitte.

Das Thermometer steigt.

Prag, 22. Dezember. Witterungsübersicht der Meteorologischen Station von Donnerstag neun Uhr morgens: Leber der Westhälfte der Republik ist in den letzten zwölf Stunden der erste Vorstoß wärmerer Luft erfolgt.

Wahrscheinliches Wetter am Freitag, den 23. Dezember: Vorwiegend bewölkt, weiter fortschreitender Anstieg der Temperatur, Südwestwind.

Zwei Postbeamte von Räubern niedergeschossen.

Ohligs, 21. Dezember. Als heute abends gegen 6 Uhr die Beamten des hiesigen Postamtes nach Arbeitschluss mit der Abrechnung beschäftigt waren, drangen plötzlich zwei Männer in den Schalteraum ein.

Eine Bank um zwei Millionen betrogen.

Ehemalige russische Saatsrat Generalkonsul Dimitri Rubinstein ist in Paris wegen Schwindelens, die nach der „V. J. im Mittag“ einen Gesamtbetrag von rund sechs Millionen Franken erreichen verhaftet worden.

Gasometerexplosion.

In Southport (England) explodierte gestern ein Gasometer, der 300 000 Kubikfuß Gas enthielt. Es wurden zwei Personen verletzt. Der Sachschaden ist bedeutend.

Ein Sprengkörper im Ofen.

In der Villa eines Direktors der Hohenlohehütte in Rattowitz ereignete sich Mittwoch eine sehr heftige Feuerexplosion. Der Luftdruck war so stark, daß eine Wand vollständig zusammenstürzte.

lenhaus gebracht. Die Explosion ist vermutlich darauf zurückzuführen, daß sich in den Kohlen ein Sprengkörper befand.

Die tobrende Seilbahn. Aus Rom wird gemeldet: Bei Primiero ließ bei Eröffnung der Seilbahn eine Stütze nach. Das abspringende Seil traf einen Arbeiter am Kopfe und löste ihn auf der Stelle. Am gleichen Tage wurde auf der Seilbahn von Loppio ein Bauer vom Seil einer Seilbahn getroffen und erlitt einen Schädelbruch.

Bürgermeister, General und Feldhüter. Der Bürgermeister von Beillon im französischen Departement Alp maritime hat in seiner Gemeinde eine interessante Verordnung erlassen. Er verbietet darin allgemein, auch den Angehörigen der französischen Armee, auf öffentlichen Wegen von der Schusswaffe Gebrauch zu machen.

Naturgeschichte ungerühmt! Die Firma Schicht in Aulzig gibt zu Reklamewerken die sogenannte „Schichtpost“ heraus.

Patere Studenten. In Kiel versuchten dieser Tage einige Studenten, die Darbietungen einer französischen Tänzerin durch Pfeifen und Lärmen zu stören.

Wölfe in Pelzen. In verschiedenen Orten des Hennegaus haben Wölfe ihr Unwesen getrieben und eine Anzahl von Schafen ausgefreßt.

Die Strandung von nicht weniger als neun norwegischen Dampfern wird aus Oslo gemeldet. So strandete der Dampfer „Anders“ bei Philadelpha und wurde durch einen Eisbrecher eingeschleppt.

Eine seltsame Liebesgeschichte fand am Mittwoch vor dem Leipziger Schwurgericht ihren Abschluss. Der 21jährige Kontorist Heiden hatte

Schnee- und Wetterberichte.

Johannisbad: -16 Grad, 38 Zentimeter Schnee. festgeweht, für Ski und Rodel sehr gut, schwacher Schneefall. Spindlermühle-Friedrichsthal: -13 Grad, 11 Zentimeter Schnee pulverig, für Ski und Rodel sehr gut, bewölkt.

sich wegen Totschlags zu verantworten. Er hatte am 26. September in den Büroräumen des GDA auf seine Geliebte, die Stenotypistin Müller, einen Schuß abgegeben.

Der entsetzliche Mord in Los Angeles. Der immer noch ganz Amerika in Atem hält, ist bis zu einem gewissen Teil bereits aufgeklärt. Der Haupttäter ist ein 18 Jahre alter Bankbeamter, namens Sidmann.

Zweieinhalb Jahre im Sattel. Hellmuth Tschiffel, ein Schweizer, ist im April 1925 mit zwei Pferden argentinischer Rasse von Buenos Aires aufgebrochen, um im Sattel New York zu erreichen.

Der Reichsverband der Nationalen. Am 24. Dezember nachmittags werden die Amtsstunden im Postdienst um 13 Uhr beendet.

Weihnachtsschwimmen „bei jeder Witterung“. Am Samstag findet in Prag ein Schwimmen „mer durch die Wolken“ statt.

Am „Nationalplatz“ von Billancourt.

Billancourt, Mitte Dezember.

Zwei endlos lange Mauern schieben sich leibförmig auf mich zu. Vorne drei Tore, eins für die Ein- und Ausfahrt der Autos mit einem streng wachenden Förstner, dessen kalte Hand noch kalteres trockenes Brot zerbricht.

Ich befinde mich am „Place Nationale“ in Billancourt vor dem Hauptportal der bekannten Autofirma Renault. Es ist halb zwölf Uhr. Rings der Platz ist freestehend und leer.

Langsam wird es vor dem Tore lebendiger. Leute kommen mit Stangen und Kästen. „Hier soll wohl photographiert werden?“ dachte ich zunächst. Aber die Stangen weiten und biegen, die Kästen öffnen sich, und nach wenigen Minuten haben die Krämer einen schönen Laden aufgebaut.

Um fünf Minuten vor zwölf öffnet sich das dritte Tor, und da tritt sich mir ein furchtbarer Anblick: Ein Arbeiter mit einem verlorenen rechten Bein humpelt heraus, ein zweiter, der das

linke nicht mehr hat, ein Einarmiger, ein Lahmer, ein Zerkleinerter, noch ein Zerrissener. Die kriecherlichen Arbeiter dürfen die Maschinen vor ihren Arbeitskammeraden verlassen, um beim allgemeinen Hinausstürmen nicht ungerissen zu werden.

Zwölf Uhr. Die Stienen heulen. Man hört die Maschinen stillstehen. Und schon bricht der Menschenstrom heraus, müde, abgearbeitet, hungrig. 25.000 Arbeiter beschäftigt Renault in Billancourt. Hier durch diesen Hauptausgang kommen etwa 5000. Froh grüßen mich die Kameraden, mit denen ich mich verabredet hatte.

Wir lesen einen Maueranschlag von Herbes neuer „Nationaler sozialistischer Partei“. Die Anschläge von den Linksparteien werden systematisch von nachlässigen Abwehrkolonnen entfernt, die Renault besonders beachtet.

Jetzt ist ein Schreien und Lärmen um die Krämer. „Iwar sind sie frei, aber sie verdienen noch weniger als wir“, sagt mir jemand. Außerdem müssen sie noch täglich zwei Franken für ihren Platz Steuer zahlen.

Ruhr vor halb zwei. Die Mittagspause ist aus. Die letzten Strömen in die Fabrik zurück. Die Kräfte beginnen zusammenzubaden, um erst abends wiederzukommen.

Uns gegenüber sitzt ein Kamerad mit einer verbundenen Hand. Opfer der Arbeit. Neben ihm zwei ganz alte Reimemachfrauen.

Es ist kurz vor eins, und wir beschließen, wieder hinauszu gehen. Vorher geben wir unsere Teller und Gabeln wieder ab und bekommen das vorher dagelassene Pfand (ein Franken) zurück. Trinkgeld wird hier nicht gegeben.

Zunächst wieder auf den „Place Nationale“ zurück, die internationalste Ecke von Frankreich! Wir gehen vorbei an Regentinnen und Japanern, an Chinesinnen und Griechen, an Russen und Polinnen.

Wir lesen einen Maueranschlag von Herbes neuer „Nationaler sozialistischer Partei“. Die Anschläge von den Linksparteien werden systematisch von nachlässigen Abwehrkolonnen entfernt, die Renault besonders beachtet.

Jetzt ist ein Schreien und Lärmen um die Krämer. „Iwar sind sie frei, aber sie verdienen noch weniger als wir“, sagt mir jemand. Außerdem müssen sie noch täglich zwei Franken für ihren Platz Steuer zahlen.

Ruhr vor halb zwei. Die Mittagspause ist aus. Die letzten Strömen in die Fabrik zurück. Die Kräfte beginnen zusammenzubaden, um erst abends wiederzukommen.

Uns gegenüber sitzt ein Kamerad mit einer verbundenen Hand. Opfer der Arbeit. Neben ihm zwei ganz alte Reimemachfrauen.

Es ist kurz vor eins, und wir beschließen, wieder hinauszu gehen.

Zunächst wieder auf den „Place Nationale“ zurück, die internationalste Ecke von Frankreich! Wir gehen vorbei an Regentinnen und Japanern, an Chinesinnen und Griechen, an Russen und Polinnen.

Wir lesen einen Maueranschlag von Herbes neuer „Nationaler sozialistischer Partei“. Die Anschläge von den Linksparteien werden systematisch von nachlässigen Abwehrkolonnen entfernt, die Renault besonders beachtet.

Jetzt ist ein Schreien und Lärmen um die Krämer. „Iwar sind sie frei, aber sie verdienen noch weniger als wir“, sagt mir jemand. Außerdem müssen sie noch täglich zwei Franken für ihren Platz Steuer zahlen.

Ruhr vor halb zwei. Die Mittagspause ist aus. Die letzten Strömen in die Fabrik zurück. Die Kräfte beginnen zusammenzubaden, um erst abends wiederzukommen.

Uns gegenüber sitzt ein Kamerad mit einer verbundenen Hand. Opfer der Arbeit. Neben ihm zwei ganz alte Reimemachfrauen.

Wir lesen einen Maueranschlag von Herbes neuer „Nationaler sozialistischer Partei“. Die Anschläge von den Linksparteien werden systematisch von nachlässigen Abwehrkolonnen entfernt, die Renault besonders beachtet.

Jetzt ist ein Schreien und Lärmen um die Krämer. „Iwar sind sie frei, aber sie verdienen noch weniger als wir“, sagt mir jemand. Außerdem müssen sie noch täglich zwei Franken für ihren Platz Steuer zahlen.

Ruhr vor halb zwei. Die Mittagspause ist aus. Die letzten Strömen in die Fabrik zurück. Die Kräfte beginnen zusammenzubaden, um erst abends wiederzukommen.

Uns gegenüber sitzt ein Kamerad mit einer verbundenen Hand. Opfer der Arbeit. Neben ihm zwei ganz alte Reimemachfrauen.

Wir lesen einen Maueranschlag von Herbes neuer „Nationaler sozialistischer Partei“. Die Anschläge von den Linksparteien werden systematisch von nachlässigen Abwehrkolonnen entfernt, die Renault besonders beachtet.

Die zehnjährige Mutter.

Eine furchtbare Kindertragödie.

Ein schweres Automobilunglück ereignete sich Mittwoch an der Mollerbrücke in Dortmund. Ein Personauto des Polizeipräsidenten stürzte beim Nehmen einer Kurve eine fünf Meter hohe Böschung hinunter. Dabei wurden die vier Insassen sowie der Chauffeur des Autos verletzt. An dem Aufkommen eines der Insassen wird gearbeitet.

Von der Deutschen Kraft-Verbindungsanstalt in Prag wird uns mitgeteilt: Das Ministerium für Schulwesen und Volkskultur hat mit dem Erlaß vom 17. Oktober 1927 bestimmt, daß vom Schuljahre 1927-28 an zu den externen Lehrerprüfungen nur jene Kandidaten zugelassen sind, welche sich mit einer wenigstens halbjährigen Hospitation an einer Volkshochschule ausweisen können. Die übrigen bisherigen Bestimmungen bleiben weiter in Geltung.

Die Feiern zu Weihnachten. Die Prager Feiern und Feste machen darauf aufmerksam, daß ihre Geschäfte am Samstag nur bis 6 Uhr abends geöffnet sind. Am Montag (zweiten Weihnachtstages) bleiben die Feiern bis 12 Uhr mittags geöffnet.

Anekdoten.

Die Uhr. „Ich möchte nur wissen, was mit meiner Uhr los ist“, sagte der Vater ärgerlich. „Ich glaube, sie muß gereinigt werden.“ — „Nein, Papa,“ antwortete sein kleiner Sohn. „Sie ist ganz rein. Ich hab sie gestern mit ins Badezimmer genommen und habe sie gewaschen.“

Sein Geburtstagswunsch. Vater: „Wenn du brav bist, schenke ich dir zu deinem Geburtstag einen Kuchen mit fünf Kerzen; für jedes Jahr eine.“ — Fünfjähriger: „Ich möchte lieber fünf Kuchen und eine Kerze, Papa!“

Tanz und Liebe. Sie: „Natürlich liebe ich dich. Habe ich nicht viermal mit dir getanzt?“ — Er: „Was beweist das?“ — Sie: „Das wüßtest du, wenn du dich einmal hättest tanzen sehen.“

Unheilbar. Der junge Mann klagte über Schläflosigkeit und suchte einen Spezialisten an. Der verschrieb ihm etwas und sagte, er solle zählen, bis er einschlafte. Am nächsten Tage kam der junge Mann wieder und der Spezialist war erstaunt, ihn noch wider und abgepaunert zu sehen. „Haben Sie die Medizin genommen?“ fragte er. „Ja.“ — „Und haben Sie auch nicht vergessen, zu zählen?“ — „Nein, ich zählte bis 10.345.“ — „Und dann schliefen Sie ein?“ — „Nein, dann war es Zeit aufzustehen.“

Der Walfischfänger.

Von J. A. D. Arrennes.

Ich erzähle diese Geschichte nicht gern, fremder Herr, weil sie die erlöschende Aiche der Erinnerung aufwirbelt und ich dann des nachts kein Auge schließen kann. Gewiß, ich glaube nicht an Geister und mein Vorrat an Mut ist nicht erschöpft. Aber man tötet die Seelen nicht. Und wo erwarten sie uns, die Seelen jener, die wir getötet haben?

Das liegt weit zurück. Ich bin damals zwanzig Jahre alt gewesen. Die Juana hatte mit einem Raat aus Ustaritz vorgezogen. Da ließ ich mich auf der „Abenteurerin“ — einem Walfischfänger von 500 Tonnen — heuern. Ich jagte nicht zum erstenmal. Schon mit vierzehn Jahren war ich auf See, weil nach meiner Mutter Tod der Vater zu oft eine spanische Dirne, die vor Lachen zu kreischen pflegte, ins Haus brachte. Wir gelieten diese Späße nicht.

So kreuzten wir seit mehr als sechs Monaten zwischen Grönland und der Walfisbän.

Wir waren im April hingelommen, zu der Zeit, wo man — niemand weiß woher — vereinzelt die ersten ausgehungerten Wale zurückkehren sieht. Sie gleichen Braden mit ihrer von Fehltreffern industrierten Haut, aber Braden, welche eine geheimnisvolle Kraft durch die Organe anderen ähnlichen Braden zutreiben scheint.

Die Saison war schlecht. Der Sommer hatte keine großen Schulen in unsere Wasserstraßen geführt. Wir hatten wegen des hohen Seesanges darauf verzichten müssen, die meisten der gesichteten Tiere zu verfolgen, und dann auch, weil der Wal, wie sie wissen, keine Route gegen den großen Wind zu nehmen pflegt.

Auf diese Weise atmet er besser an der Oberfläche, und das hindert ihn auch beim Schwimmen unter Wasser nicht. Wir aber kamen mit unseren Segeln und Rudern nicht vorwärts. Und dann waren mehrere harpunierte Tiere untergegangen, ohne wir sie an der Flanke der „Abenteurerin“ heranzubringen vermochten. Das war der Fehler eines der Kapitäne, dessen Eisen sie mitten ins Herz getroffen hatte. Sie verendeten dann durch Ersticken, ohne Mut auszublasen, wie man sagt.

Zu jener Zeit verwendete man noch keine Kanonen. Wir hatten nur Harpune und Lanze. Da trugen wir unsere Haut zu Marit. Wurden die Tiere ungeschickt getötet, dann gingen sie plötzlich auf den Grund und man hatte gerade noch Zeit, die Taut zu durchschneiden, um nicht mitzugehen zu werden. Das war eine böse Arbeit, die Gezanke mit sich brachte und man schimpfte an Bord der „Abenteurerin“ oft mehr als man sang.

Ich wollte vom letzten Monat profitieren, um so viel Geld in meiner Geldbörse heimzubringen, daß die Juana vor Hunger plagte. Wir dursteten nicht faul sein, denn gegen Jahresende schwimmen alle Wale nach Südwesten und verschwinden so völlig, daß niemand sie vorm nächsten Frühling wiederseht. Wo gehen sie hin?

In einem Referat im Sozialistischen Arbeiterbund in Frankfurt am Main, teilte Dr. Magnus Hirschfeld einen schrecklichen Vorfall mit, den wir im folgenden wiedergeben:

Am Oten der unbarmherzigen Steinwüste von Berlin bekam die vor kurzem verwitwete Frau Sagen eine Aufforderung vom Schuldirektor, sich bei ihm zu melden.

Am kommenden Morgen eilte die Mutter mit ihrer zehnjährigen Tochter in die Schule. Hannchen schwieg beharrlich auf die Frage der Mutter, was denn eigentlich geschehen sei. Wohl irgendeine Nachlässigkeit oder freches Benehmen dem Lehrer gegenüber, dachte sich die Mutter. Wie viele Sorgen lasteten auf den Schultern dieser Proletarierfrau! Der nun verstorbene Mann ihrer zweiten Ehe taugte auch nicht viel. Schulden über Schulden hatte er hinterlassen und er litt auch. Was konnte schon Schlimmeres geschehen, als sie schon erlitten hatte ...

Doch, denn jetzt beginnt eine wahre, ernste Geschichte.

Der Rektor und der Schularzt standen der Frau ernst gegenüber. „Frau Sagen, Ihre Tochter müssen wir vom Schulunterricht dispensieren“, sagte der Rektor. Verhandlungslos sah die Mutter von einem zum anderen. Da ergriff der Arzt das Wort: „Ihre Tochter wurde gestern beim Turnunterricht ohnmächtig, ich untersuchte das Kind und sah zu meinen nicht geringen Erstaunen, daß es schwanger ist.“ Die Frau fiel um wie ein Klotz. Die ersten Worte, die sie wieder hervorbringen konnte, waren: „Aber das ist doch unmöglich, Hannchen ist doch erst zehn Jahre alt. Sie müssen sich irren, Herr Doktor.“ Der Arzt erwiderte: „Ich wünschte, es wäre so, es wäre dann besser für das Kind und Sie.“ Der Rektor führte Hannchen herein, um zu fragen, wer der Vater sei. Dazu kam sie aber nicht, denn die Mutter war aufgesprungen und stürzte sich auf sie. Die Situation lag ernst aus. Der Arzt entriß endlich der Mutter das Kind, das ansehend noch immer nicht begriff, um was es sich handelte.

„Ich habe nichts getan!“ schrie es. „Aus der Zeit kommt so etwas nicht?“ fragte die Mutter. Endlich entronn sich Hannchen der Anschauung: „Was meinst du denn, Mutter?“ Da war es den Männern klar, daß das Kind nichts von sich wußte.

Der Arzt bat den Rektor und die Mutter, ihn mit Hannchen allein zu lassen. Bald darauf wachte er alles. Der verstorbene Stiefvater hatte in Abwesenheit seiner Frau das Kind mißbraucht. Er schämte sich ein, indem er Hannchen Angst vor der Mutter machte und brachte ihr dann eine Tasse Schokolade, die sie nie vorher bekommen hatte.

Wie können wir es wissen, fremder Herr, die wir nicht wissen, wo wir selbst hingehen?

Also wir trübten, bald im Nebel, bald einer bleichen Sonne zu, die über dem Horizonte hindämmerte. Es war empfindlich kalt und der kurze Tag verlief in Aischgrau; da wurde ein Blasen von der Schiffswache signalisiert.

„Ich höre ich verdient gemacht, die Wache. Denn der Wal schickt nicht zwei Wasserstrahlen zum Himmel empor, wie das die Abbildungen zeigen, sondern nur zwei Büschel feinsten, fettiger Luft, die in der Sonne glitzern, wenn sie scheint. Und das tut sie in diesen Tagen nicht. Wir waren an die Fernrohre geeilt, gerade zur rechten Zeit, um das Tier zu beobachten, das sich wie ein Walfisch drehte, untertauchte und vor dem Verschwinden seinen Schwanz wie zum Abschied hin und herbewegte.“

„Die Boote ins Meer!“ Es war keine Zeit zu verlieren. Der Wal hatte für eine kalte Zimm- Luft angeatmet. Dann würde er in einer Entfernung von acht Knoten wieder herankommen, genau in der Richtung, die er beim Untertauchen mit seinem Schwanzstener angegeben hatte ...

Ich war ins erste Boot gesprungen und sollte den Kapitän des Fanges verrieten, der sich tags zuvor eine Verletzung zugezogen hatte. Ich war stolz darauf, weil das bewies, daß man mir Gefahr und Kaltblütigkeit, zutraute.

Was hätte ich darum gegeben, wenn Juana mich hätte sehen können, wie ich am Heck stand und die fünf Ruderer befehlete, während mein Harpunierer vom Bug aus spähte!

Wir waren kaum zehn Minuten gefahren, da wogte — drei Meilen von uns entfernt — das Wasser in gewaltigen Wirbel auf und das Tier erschien wieder an der Oberfläche. Einige Sekunden noch und das Boot war wie ein Kartenblatt umgedreht worden. Der Atem des Walfisches ging auf uns nieder und hüllte uns in einen ägenden Dampf, der dem Harpunierer hinterlich war. Aber wie der Dampf sich löste, bemerkte ich einen etwa anderthalb Monate alten Wal, welchen der Nebel uns bisher verborgen hatte. Er war in dem Meer, wo — die Barten waren ihm gewachsen — es ihm beschwerlich wurde, an den Rippen der Mutter zu hangen; sie werden dem Jungen gereicht, indem ich die Mutter auf die Seite legte.

Sie fährt ihn ohne Zweifel aufs hohe Meer, um ihn zu entwöhnen und ihre gelbe Milch, die wie ranziges Olivenöl schmeckt, durch das winzige, fast unsichtbare Getier des Meeres zu ersetzen. Aber der arme kleine Walfisch, er konnte noch nicht solange tauchen!

Ah, dieses Tier, wie es sein Junges schützte! Sie hatte sich davorgeworfen und stieß es vorwärts, damit es schneller schlüpfte.

Aber wir! Wir waren nicht soweit hergekommen, um die Nährseligen zu spielen. Und dann, wenn man jagt, wird man roher wie die

Der Arzt als Mensch und Wissenschaftler hätte gern geholfen, aber das Gesetz machte hier einen Strich durch die Rechnung. Durch Freunde gelang es ihm, bis zum Minister zu gehen, aber der konnte ihm auch nicht helfen.

Der Fall lag nun bereits bei der Fürsorge, und was von dort zu erwarten war, ist uns zur Genüge bekannt. Der Arzt hoffte immer noch, daß dieses namenlose Elend durch eine Fehlgeburt ein Ende nehme.

Die Mutter wehrte sich gegen die Fürsorge. Sie wußte, daß ihr Kind gut sei und nur der Mann an dem Unglück schuld war.

Die letzten Tage hatten Hannchen reis werden lassen. Unbarmherzig hatte man ihr den Schleier des Unbewußtseins hinweggerissen — ihr war alles so gleichgültig. Nur hinaus aus dieser Kellerwohnung, aus deren Ecken die Schande schrie, weg von den bösen Nachbarn, erlöst sein von den Fürsorgepflegerinnen, die sie verständnislos quälten, nichts mehr hören von Protokollen, nicht mehr spüren die Spinnenhände des Polizeiarztes.

Die Mutter trug Zeitungen aus und schleppte sich in ihren langen Freistunden durch Gericht und Kämmer, um gegen den § 218 (der deutsche § 144) zu kämpfen für ihr Kind, ihr einziges Kind, das ihr in den letzten Tagen um vieles nähergekommen war ... ist es doch auch Mutter. Von allen Zeiten gab man ihr gute Ratschläge, aber sie endeten mit der Bedingung, daß sie Geld haben müsse, dann wäre es möglich, das Kind nach Oesterreich zu schaffen, aber auch hier konnte es gemacht werden ... so etwas wäre doch des Öfteren vorgekommen. Manche Beamten hatten Einsicht mit der Mutter und gaben ihr recht, daß der Staat in sozialer Fürsorge und Wohnungspolitik viel zu wünschen übrig lasse, aber helfen konnte keiner.

Da verzweifelte die Frau und gab sich selber die Schuld an dem Unglück; statt die Gesellschaft anzuklagen, wurde sie immer mehr und mehr über sich selbst verbittert.

Hannchen hatte dies alles nicht erfaßt, aber geahnt. Mit ihren zehn Jahren war sie Weib und haßte das Mitleid, das ihr entgegengebracht wurde. Wie bangte ihr vor der Stunde, in der der Zeuge ihrer Schande das Licht der Welt erblicken sollte ... War es wirklich so arg, was mit ihr geschehen ist. Da gehen junge Leute mit einem Kind und freuen sich ... und mir ist so bann.“

Als sie die letzte Zeitung in Müllers Briefkasten geworfen hatte, atmete sie auf und lag in den Kissen hinunter. Die Kinder spielten und tollten unten herum. Was jangen sie? „Marischen sah auf einem Stein ...“

Durch die Luft kam ein kleines Menschenpaket und schlägt dumpf auf das Holzpflaster auf.

Diese; ist es nicht so? Man hat Blutgeschmack auf der Zunge.

In dem Augenblick, wo wir uns zum ersten Male näherten, tauchte ein Boot, das wir nicht kannten, vor uns auf. Es gehörte einem norwegischen Walfischfänger. Beim Lärm dieser Ruder entfernte sich der Wal von uns, um sein Junges vor einer neuen Gefahr zu schützen ... aber er lieferte es uns aus.

Ich befehl: „Wir!“ Die Harpune durchschnitt die Luft und stak fest im Körper des jungen Walfisches. Er hatte nicht mehr Zeit zum Fahren — wie sie es sonst machen —, wobei sie das Boot in wilder Fahrt hinter sich herreißen. Ich war zum Harpunieren vorgestürzt und hatte mit einer Lanze so heftig zugestochen, daß der kleine Mut ausblies und sich umlegte, er war tot.

Jetzt hatten wir nicht mehr nötig, uns zu beeilen. Wenn man das Junges getötet, hat man die Mutter. Sie geht niemals weg. Sie hatte sich gegen uns gewendet und suchte, ohne der Gefahr zu achten, den Kadaver freizumachen.

Da schlenderten von der anderen Seite die Leute des norwegischen Walfischfängers die Harpune. Dazu — ich wiederhole es heute und würde das noch auf dem Schafot behaupten — hatten sie kein Recht. Das Muttertier gehört denen, die das Junges erlegt haben. Das war unser Gesetz. Und war ebensoviele wert wie eures! Unser Gesetz hatten in gewissem Sinne die Walfische durch ihre Liebe und Verzweiflung geschaffen. Ich war zum erstenmale Kapitän des Fanges und zwanzig Jahre alt. Die Gefährten, die ich befehlete, sahen mit verhaltener Wut auf mich. Ich sah sie wohl: Wenn ich jetzt zurückging, dann war ich nur noch gut, wieder zum Ruder zu greifen wie die anderen. Ich war der Führer und ein Führer hat zum Zaudern kein Recht.

Ich befahl daher, auf die fremden loszugehen — und fest des Angriffes gewärtig — mit der Lanze in der Faust Posto.

Sie blickten herüber mit Augen, die sich über den blonden Bärten nicht bewegten.

Ich schrie ihrem Kapitän, einem rotblonden Riesen, zu: „Laßt ihn los — oder ich schleudere die Lanze!“

Meine Worte verstanden sie nicht, aber meine Bewegung. Das Gesicht mochte deutlicher als die Rede die Wut hinausreißen.

Sie lenkten vom Walfisch ab, loderten das Seil ihrer Harpune und machten uns Front. Ich hatte zur Ueberlegung keine Zeit. Der rotblonde Mann wurde größer und größer. Seine ruhigen Augen, die klarer waren, wie das Meer, fixierten mich. Die Bootspitzen stießen hart gegeneinander und mit lautem Schrei schleuderte ich meine Lanze von Blut getöte Lanze mitten in die Brust des Mannes. Während schlugen die Matrosen mit den Rudern aufeinander los.

Daher kommt es, daß ich an manchen Aben-

Das Arbeiter-Jahrbuch 1928 vergriffen!

Zahlreichen Bestellern müssen wir leider mitteilen, daß ihre Bestellungen nicht erledigt werden können, da das Arbeiter-Jahrbuch 1928 — trotz der gegenüber dem Vorjahre um 50 Prozent erhöhten Auflage — bereits vollständig vergriffen ist. Wir bitten, dies zur Kenntnis zu nehmen und ersuchen, im nächsten Jahre die Bestellung noch früher und in genügendem Umfang aufzugeben, damit unser schönes Jahrbuch in die Hände aller Arbeiter gelangt.

Zentralstelle für das Bildungswesen der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei.

den so wenig gesprächig bin. Ich weiß, daß die Stunde naht, wo die Glocken für mich in der Dämmerung läuten werden, und ich weiß, daß ich in der schrecklichen Minute des Scheidens den rothaarigen Mann — mit der Lanze in der Brust — auf mich zukommen sehe ...

Beltwirtschaft. Steuerbefehntnisse.

Die Finanzlandesdirektion verlaubbart: Das Befehntnis zur Einkommensteuer (Einkommensteuer von höheren Bezügen), zur allgemeinen Erwerbsteuer und zur Rentensteuer für das Steuerjahr 1927 ist gemäß § 307 d. S. betr. die dir. Steuern bei der nach dem Wohnorte (Stz) des Steuerträgers zuständigen Steueradministration in der Zeit vom 1. Jänner bis Ende Feber 1928 einzubringen.

Das Befehntnis zur Einkommensteuer ist einzubringen verpflichtet, wer im Jahre 1927 ein steuerpflichtiges Einkommen (einkommen mit dem Einkommen der Gattin oder Lebensgefährtin und der minderjährigen Kinder) von mehr als 7000 K hatte. Familienhäupter mit vier Familienangehörigen (verwitwete mit dreien) sind verpflichtet, ein Befehntnis einzubringen, wenn ihr Einkommen, einschließl. des Einkommens dieser Familienangehörigen, 8500 K überstieg. Häupter von Familien mit fünf Angehörigen (verwitwete mit vierein), wenn dieses Einkommen 9200 K überstieg, Häupter von Familien mit sechs Angehörigen (verwitwete mit fünfen), wenn dieses Einkommen 11000 K überstieg (§ 3 zit. Gef.).

Die Empfänger von Dienstbezügen, denen die Einkommensteuer ordnungsgemäß im Sinne der §§ 30 und 31 abgezogen oder von der Steueradministration gemäß § 33 Abs. 1 und 2 des Gef. bemessen wurde und die (einschl. dem Einkommen der Familienangehörigen) kein anderweitiges Einkommen über 500 K haben, sind von der Verpflichtung, ein Befehntnis einzubringen, befreit, außer sie würden hiesig besonders aufgefodert werden.

Ein Befehntnis zur Einkommensteuer ist derjenige einzubringen verpflichtet, welcher eine Erwerbunternehmung betreibt oder eine auf Gewinn gerichtete Beschäftigung ausübt (§ 46 d. Gef.).

Zur Rentensteuer hat derjenige ein Befehntnis einzubringen, welcher Einkünfte bezieht, die dieser Steuer unterliegen (§ 172 d. Gef.) — falls die Steuer nicht beim Schuldner im Abzugswege eingehoben wird (§ 180 und 181 d. Gef.) — wenn die rentensteuerpflichtigen Bezüge für sich allein oder zusammen mit dem übrigen Einkommen des Empfängers oder Hauptes der Familie, zu welcher er gehört, die oben angeführten untersten Grenzen des einkommensteuerpflichtigen Einkommens überschreiten.

Dienstbezüge, die der Besoldungsstellen von höheren Bezügen unterliegen (also 100.000 K jährlich überschreiten), werden im Befehntnis zur Einkommensteuer einkommunt.

Alle Einkünfte, Gewinne oder Bezüge werden für das Jahr 1927 in der Höhe, die sie im Jahre 1927 tatsächlich erreicht haben, einkommunt.

Welche Befehntnisse beizufügen sind, ist auf dem Befehntnisformular angeführt.

Das Befehntnis darf nur auf den amtlichen Druckformen eingebracht werden. Diese werden nicht mehr kostenlos ausgeben werden und die Steueradministrationen werden überhaupt keine zur Verfügung haben. Sie werden nur in den Lokalfstellen verkauft werden, und zwar Befehntnisse zur Einkommensteuer (Umschlag, Einlagen A, B, C und Einkommensrubrik) um 50 Heller, Befehntnisse zur allgemeinen Erwerbsteuer (welche Personen einbringen, die der Einkommensteuer nicht unterworfen sind, und zwar Grundstücksbesitzer auf der Einlage A die übrigen Einzelunternehmer auf der Einlage C und die Gesellschaften und nichtphysischen Personen auf besonderen Druckformen), sowie auch Befehntnisse zur Rentensteuer (welche die der Einkommensteuer nicht unterworfenen Personen und die nichtphysischen Personen auf der Einlage C einbringen), samt den Einkommensrubriken zu 10 Hellern. Der Preis ist auf den Druckformen angeführt.

Demjenigen, der das vorgeschriebene Befehntnis innerhalb der angeführten Frist nicht einbringt, kann die Steuer von Amtswegen ohne seine weitere Mitwirkung auf Grund der vorliegenden Befehle bemessen werden, ohne daß er vorher zur Abgabe des Befehntnisses aufgefordert werden müßte (§ 309 Abs. 1 d. Gef.). Außerdem kann er gemäß §§ 185 ff. d. Gef. bestraft werden; ebenso der, welcher im Befehntnisse unrichtige Angaben macht.

Chlorodont

die herrlich erfrischende Zahnpasta

macht die Zähne blendend weiß.

Kleine Tube Kč 4.— grosse Tube Kč 6.—

Literatur.

Reifen und Abenteuer.

Dienst Rudolph: „Die Wildnis ruft“. Die seit Jahren Schicksale des Lord Greybrooke in Bolivien. Mit acht Kohlenzeichnungen von H. A. Uchtenborn. Verlag Strecker und Schröder in Stuttgart. (Geb. M. 5.—, Ungeb. M. 7.—) Die Handlung spielt in dem noch heute von dichten Urwäldern bedeckten geheimnisvollen Bolivien und beruht auf einer wahren Begebenheit. Man wird das Buch, das die spannende Schilderung vieler Begebenheiten aus diesem Land enthält, nicht ohne weiteres den üblichen Abenteuer-Romanen zuzählen können, es kann mit Recht als mehr gelten. Ein von der Natur verfeinert, aber auch irreführender Mensch wird nach Bolivien verschlagen und flüchtet mit einer braunen Frau in die tiefste Wildnis, wo er in Einsamkeit sich ein neues Leben aufbaut. Hier wird er ein anderer, als er war. Die überall lauernden Gefahren schärfen seine Sinne und gleich den in den dämmerigen Urwäldern Bolivien auf dem Kulturzustand der Steinzeit lebenden und mit äußerster Geschärft Sinnen ausgehauenen Ureinwohnern weiß er furchtlos allen Gefahren zu begegnen. Er wird äußerlich zum Wilden, doch in seinem Gemütsleben vollzieht sich eine Veränderung zu wahren Menschentum.

„Der wilde Landor.“ Das Maler- und Porträtmaler A. S. Savage Landor. Von ihm selbst erzählt. Mit vielen bunten und einfarbigen Abbildungen. Verlag F. A. Brodhaus, Leipzig. (Ganzleinen M. 16.—) Wer war Landor? Sein Name wurde einst wegen seiner einzigartigen Lebensgeschichte viel genannt. Hier erzählt er seine Lebensbeichte: Wie in einem Kafeebüchsen jagten die bunten und immer neuartigen Bilder am Auge des Lesers vorüber. Maler, Globetrotter, Feind der Zivilisation, Spion und Kriegsberichterstatter — was ist Landor nicht noch alles gewesen! In Tibet wird er gefoltert und nur wie durch ein Wunder rettet er sein Leben. Ein wildbewegtes Dasein, ein außerordentlicher Mensch — sie werden hier in oft atemberaubender Weise geschildert.

Charles W. Tompville: „Unter Wilden am Amazonas.“ Forschungen und Abenteuer bei Kopfschlagern und Menschenfressern. Illustriert. Verlag von F. A. Brodhaus, Leipzig. (Leinen 15 M.) Tompville-Fixe hat in das Gebiet des Amazonasstroms und seiner Nebenflüsse manchen Vorstoß gemacht und kommt dabei mit Stämmen in Berührung, die nur wenig bekannt sind. Er hat Abenteuer auf Abenteuer zu bestehen, ehe er sein Ziel erreicht. Um sich einigermassen zu verständigen, muß er sich der Zeichenprache bedienen, dennoch gelingt es dem Forscher, die Sitten und Bräuche, die Glaubenslehren die besonderen Stammeszeichen dieser ungebildeten Stämme eingehend zu erkunden. Fesseln sind auch die Schilderungen über die Fäulnis des brasilianischen Indianerentens, dessen Offiziere in stetem Kampfe mit Urwald und Wilden, mit Malaria und Malaria, der Wissenschaft dienen. Sein Weg führt ihn bis zu den berühmtesten Kopfschlagern der Guambia und zu den Vampirindianern der Pomras Sacramento. Tompville-Fixe berichtet es wie nur wenige die Zauber der Tropenwelt dichterisch schön darzustellen.

Th. Viktorius: „Vedeclo kzeni prace“ (Die wissenschaftliche Regelung der Arbeit). 1927. Verlag des Dvoj Karodního Obvození, Prag II., Malá Strana 11. Das über 80 Seiten umfassende Büchlein behandelt das für die Arbeiterschaft so bedeutsame Problem der Rationalisierung vom sozialistischen Standpunkt. Der Verfasser, tschechischer Sozialdemokrat, schreibt klar und anschaulich, eine Menge von Beispielen, die er anführt, machen das Buch besonders wertvoll. C. St.

Proletarische Wohnkultur. Ueber dieses so wichtige und aktuelle Thema ist soeben im Verlag des Parteivorstandes der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik eine Broschüre erschienen. Die Verfasserin, Genossin Anna Bloch, ist erfolgreich bemüht, den ganzen Fragenkomplex aufzurollen. Nach einer Darstellung der historischen Entwicklung des Wohnwesens und Wohnbaues schildert sie eingehend die fürchterlichen Zustände, die der Wohnungskapitalismus verursacht hat. Im zweiten Teil der Broschüre werden die neuen Wege, die bereits von verschiedenen Seiten, hauptsächlich durch Einführung der sozialistischen Parteien und Kommunalvertretung auf dem Gebiete des Wohnbaues beschritten werden. Sie gibt des weiteren eine sehr ausführliche Darstellung über die Ausgestaltung der proletarischen Wohnung. Es ist besonders wertvoll, daß die Verfasserin überall mit den gegebenen Verhältnissen rechnet. Die interessante Broschüre, die flott und leichtverständlich geschrieben ist, enthält eine ganze Anzahl von interessanten Abbildungen und wird besonders gern von unseren Frauen gelesen werden. Die sauber gedruckte Schrift kostet K 4.— und kann durch alle Volksbuchhandlungen bezogen werden.

Der Film.

Wißersfolg des „unentflammbaren“ Films. Die allgemeine gefühlvolle Einführung des „unentflammbaren“ Films, die Anfang nächsten Jahres für Frankreich vorgesehen war, hat ein großes Fiasko erlitten. Es hat sich herausgestellt, daß das Material aller bisher auf dieser Grundlage hergestellten Filme so wenig dauerhaft ist, daß es praktisch für eine wirtschaftliche Ausnützung in den Lichtspieltheatern nicht in Frage kommen kann. Das französische Kino-Syndikat hat deshalb unter dem Vorsitz seines Präsidenten Louis Aubert den einstimmigen Beschluß gefaßt, dem Innenministerium eine Resolution zu unterbreiten, wonach die gefühlvolle Einführung des nichtentflammbaren Films in Frankreich vorläufig zurückgestellt werden soll. Das Innenministerium hat dieser Resolution stattgegeben und zunächst den Termin für die zwangsweise Einführung auf den 1. Jänner 1929 verschoben. Sollte sich bis dahin kein wirklich brauchbares Material finden lassen, so ist es allerdings nicht ausgeschlossen, daß womöglich das ganze französische Gesetz illusorisch wird.

Ein indonesischer Film „Tjatonarang“ wurde auf der Insel Bali durch Verfilmung einer alten balinesischen Legende aufgenommen. Es ist ein Zitterkoppl in sieben Teilen, das ein an die Dämonen erinnerndes Liebespiel zur Grundlage hat. In absehbarer Zeit soll dieser Film in Europa vorgeführt werden.

Kunst und Wissen.

Josma Selim — Ralph Venaghy am 25. Dezember in der Produktionsbörse: Revue der Schlager der letzten zehn Jahre!

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Freitag (6-9), 7 Uhr: „Trill-Trall“. Sonntag, 2½ Uhr: „Trill-Trall“; 7 Uhr: „Lady Hamilton“. Montag, 2½ Uhr: „Trill-Trall“; 7 Uhr: „Lady Hamilton“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Freitag: „Ollly-Polly“. Sonntag, 3 Uhr: „Ollly-Polly“; 7½ Uhr: „Du wirst mich heiraten“. Montag, 3 Uhr: „Du wirst mich heiraten“; 7½ Uhr: „Du wirst mich heiraten“.

Turnen und Sport.

Die Ausföhrstätigkeit 1927 für das Männer- und Jugendturnen im Gebiet des Arbeiter-Turn- und Sportbundes. Anherhalb der Lehrgänge an der Arbeiter-Turn- und Sportschule in Leipzig fanden 19 Kurse statt. Ihre Dauer war verschieden, nicht mehr als sechs Tage und nicht weniger als zwei Tage. Folgende Statistik ist bei den Lehrgängen aufgenommen worden: 1. Teilnehmer insgesamt 274, 2. eine Bundeszeitung lesen 206, 3. Eine Arbeiterzeitung lesen 272, 4. politisch und organisiert 182, 5. gewerkschaftlich sind organisiert 217, 6. Mitglied der Kirche sind noch 165, 7. Schwimmen können (¼ Stunde) 205, 8. Rauschen sind 207, 9. Alkohol trinken 251. Diese Statistik zeigt, besser als viele Worte, wo noch Arbeit zu leisten ist. Festgestellt wird auf der ganzen Linie ein Fortschritt gegenüber den verfloffenen Jahren. Vor allem hat die Zugehörigkeit zu Gewerkschaft und Partei zugenommen, auch weist der Kirchenaustritt ein gutes Bild auf. Es muß dabei in Betracht gezogen werden, daß Kurse in streng religiösen Landesstellen, wie in Bayern, Oesterreich und im Rheinland stattfanden.

Die zweite Runde um die belgische Fußballmeisterschaft. Im Kreis Zentrum hat Marianne (21 Punkte) die Führung an Bittere vom (23 Punkte) abgeben müssen. Tournaert folgt an dritter Stelle mit 19 Punkten. — Im Kreis Osten hat sich das schon lange führende Grace-Belexart mit 23 Punkten vor Montagne (18) einen großen Vorsprung gesichert. Ans hält mit 16 Punkten den dritten Platz, während die anfangs sehr gute Mannschaft Mons auf den 6. Platz (13) gekommen ist. Eine Mannschaft mit stetig zunehmender Spielstärke ist Heron, die es von der Mittelgruppe bis zur 4. Stelle (15 Punkte) gebracht hat. — Im Kreis Westen ist man noch in der ersten Runde. Weiteren führt immer noch nach 9 Spielen (15 Punkte), dicht gefolgt von Wouwecon und Ingele-münster, die je 13 Punkte besitzen.

Eine belgische Fußballmannschaft, die sich aus den besten Spielern von U. S. U. und T. B. zusammensetzt, wird zu Weihnachten in Bielefeld (Deutschland) spielen. Das Rückspiel einer Bielefelder Mannschaft wird Ojtern in Brüssel stattfinden.

sebe, er ist ein großer, Forscher Mann und gibt sich am meisten Mühe um mich, er kriecht sozusagen aus der Haut.

Schön, denke ich, ich werde ihm geben. Ich überlegte, wie ich es ihm überreichen soll, so daß er in seiner Würde nicht verletzt wird und ich nicht eins ins Gesicht bekomme.

Die Gelegenheit bot sich sehr bald. Der Feldscher kommt an mein Bett, begrüßt mich.

„Guten Tag“, sagte er, „wie geht es? Hasten Sie Stuhl?“

Aha, denke ich mir, da hast es!

„Natürlich“, sage ich, „habe ich Stuhl, aber jemand hat ihn fortgenommen; und wenn Sie sich hinsetzen möchten, so setzen Sie sich aufs Bett zu meinen Füßen. Wir wollen uns unterhalten.“

Der Feldscher setzte sich aufs Bett.

„Nun“, sage ich, „was gibt es sonst, was schreibt man, sind die Verdienste groß?“

„Verdienste“, antwortete er, „sind nicht groß, aber die intelligenteren Kranken, wenn sie auch im Sterben sind, versuchen doch unbedingt etwas in die Hand zu stecken.“

„Bitte schön“, sagte ich. „Ich bin ja zwar nicht im Sterben, aber ich weigere mich nicht, zu geben. Ich wollte es sogar schon längst tun.“

Ich nehme das Geld und gebe. Und er nahm es freundlich entgegen. Am nächsten Tage ging es los.

Ich lag sogar sehr ruhig und gut, niemand störte mich bisher, aber jetzt wurde der Feldscher Iwan Iwanowitsch von meiner materiellen Dankbarkeit wie verrückt. Er kommt am Tage zehn bis fünfzehnmal an mein Bett heran. Da legt er meine Kissen zurecht, oder schleudert mich, wissen Sie, in die Badewanne, oder schlägt vor,

einen Einlauf zu machen. Allein mit dem Thermometer wie hat er mich gequält. Früher hat er gewöhnlich ein- bis zweimal das Fieber gemessen. Aber jetzt fünfzehnmal. Früher war das Bad lauwarm und gefiel mir gut, jetzt ist das Wasser kochend heiß, so daß man um Hilfe schreien mußte.

Ich versuchte schon einmal so und einmal anders, aber es half nichts. Ich gebe ihm, dem Schurken, noch mehr Geld, laß mich bloß in Ruhe, sei so gnädig, aber er bringt sich immer mehr um.

Es vergeht eine Woche. Ich sehe, ich halte es nicht länger aus. Ich habe 15 Pfund abgenommen, bin mager geworden und habe den Appetit verloren.

Und der Feldscher „bemüht“ sich noch immer.

Einmal hat er mich, der Halunke, beinahe im kochenden Wasser ausgekocht. Ehrenwort! Er machte mir ein heißes Bad, daß mir mein Hühnerauge zerplatzt und die Haut herunterging. Ich sage ihm: „Willst du denn etwa Menschen im kochenden Wasser brühen? Du bekommst eben keinen materiellen Dank von mir.“

Da antwortet der Feldscher: „Nicht, dann nicht! Krepier“, sagte er, „ohne Hilfe wissenschaftlicher Mitarbeiter!“

Und er ging hinaus.

Jetzt ist alles beim Alten.

Temperatur wird nur einmal gemessen, Einlauf wird nach Bedarf gemacht. Und das Bad ist wieder lauwarm und niemand stört mich.

Nicht umsonst wird um die Trinkgelder gekämpft. Na, Brüder, nicht umsonst!

Aus dem Russischen übertragen von Dora Ostle, Königsberg i. Pr.

Ein Fall im Krankenhaus.

Humoreske von M. Sosahtschenko.

Im Fieber erkrankte ich, Brüder.

Ich legte mich ins städtische Krankenhaus. Und so liegt ich, wissen Sie, im städtischen Krankenhaus, luxuriere mich und erhole mich seelisch. Und ringsherum herrscht Ruhe und Gottes Gnade. Ueberall Sauberkeit und Ordnung, so daß es peinlich zu liegen ist. Willst du spucken, steht ein Spundnapf. Willst du sitzen, steht ein Stuhl, willst du die Nase schnauben, schnaubt so viel du Lust hast, aber um Gotteswillen nicht in das Latex, das ist verboten.

Nun muß man sich fügen.

Und man kann sich keinesfalls nicht fügen. Man wird von so viel Mühe und Zärtlichkeit umgeben, daß man es sich gar nicht besser denken kann.

Es liegt beispielsweise irgendein winziges Menschlein und ihm wird Mittag heringgebracht, das Bett sauber gemacht, das Thermometer unter die Achsel gesteckt usw. usw., man interessiert sich sogar für seine Gesundheit.

Und wer interessiert sich? Wichtige Persönlichkeiten, Ärzte, barnterzige Schwesterchen und der Feldscher Iwan Iwanowitsch. Mich überkam ein derartiges Dankbarkeitsgefühl für dieses ganze Personal, daß ich beschloß, mich auf materielle Weise erkenntlich zu zeigen.

Allen, denke ich, kann man nicht geben, es wird nicht reichen. Ich werde, denke ich mir, einem geben. Und wem — ich begann mich umzusehen.

Ich sehe: ich kann niemandem weiter geben, wie nur dem Feldscher Iwan Iwanowitsch. Ich

Bekannt

zu werden ist das Ziel jeder Geschäftsmann. Es

wird

Ihr Bestreben sein müssen, dafür zu sorgen, daß

Ihr Name

bei den Kunden haften bleibt. Dies erreichen Sie

durch gute

zielbewußte Werbung durch öftere Einschaltung von

Inserate

in unserem Blatte.

Ein Siebenerturnier führt die Landesgruppe Wien des Verbandes der Amateurfußballvereine Oesterreich (Öst) durch Die Mannschaften setzen sich nur aus sieben Spielern zusammen, die Spielzeit beträgt 2x20 Minuten. In der ersten Runde wurden mehrere erstklassige Mannschaften von unterklassigen Gegnern geschlagen.

Oesterreichs Arbeiter-Radsportbund ist die ausgedehnteste Sportorganisation des Landes. In Wien sind 2000 Mitglieder anlässlich. Die Landeshauptstadt ist auch ausschlaggebend auf technischem Gebiete und stellte bisher sämtliche Vertreter für die internationalen Konferenzen. Besonders stark wird im Winter der Saalsport gepflegt. Keine einer vielerhehenden Zukunft birgt die ein Jahr bestehende Motorradaktion, die in Stadt und Land sich einer steigenden Mitgliederzahl erfreut.

Herausgeber: Dr. Ludwig Czoch
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß,
und Deutsche Zeitungs-Verlags-Gesellschaft in Prag.
Für den Druck verantwortlich: Otto Holla Prag.
Die Zeitungsmaschinenanlage wurde von der Vösl. u. Leog. Anstalt
verleihen mit Druck Nr. 127 631 VII/27 am 14. Nov. 1927 bez. 1927.

KINO-PROGRAMM

Vom 23. bis 29. Dezember

Wran Urania-Kino

Einzigste in der Stadt (1927) Pol. 6.15

Auferstehung,

mit Rod la Roque u. Dorette de Rio der neuen großen amerikanischen Schauspielerei

LIDO „IO

Casanova

Drama in 15 Akten in der Hauptrolle: IWAN MOZUCHIN

Wo verkehren wir?

Café „Continental“, Prag, Graben

Gastwirtschaft
LIDOVÝ DŮM
der Genossenschaft Ganymed
TÄGLICH KONZERT
PRAG II., HUBERŠKÁ
NR. 7

Café „Nizza“
Kgl. Weinberge, Fochova 27.
Unser Stammlokal

DRUCK- U. VERLAGSANSTALT

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

empfehlen sich den p. t. Behörden, Vereinen, Organisationen, Gemeinden und Kaufleuten zur Herstellung von Druckschriften wie: Tabellen, Büchern, Broschüren, Zeitschriften, Zirkularen, Mitteilungsblättern, Einladungen, Plakaten, Plauschriften, Fakturen, Briefkopfen usw. in toller und rascher Ausführung, Setzmaschinenbetrieb und Rotationsbetrieb

IN TEPLITZ-SCHONAU

TISCHLERGASSE NR. 6.